

ÇİYA

Raum für unsichtbare Stimmen

Mit Beiträgen von

Nahla Qaidy
Donja Hodaie
Walaa Qasim Haji
Evelyn Deller
Georgios Kyparissoudis
Dunia Haidar
Vian Rashid
Seyd Celebi
Qaidy Alla
Rex Osa
Maro

Mann*

Editorial
5

Die Autor:innen
6

Ein Mann – aber auch ein Mensch?
// Nahla Qaidy
10



Die Notwendigkeit eines neuen Männlichkeitsverständnisses im Iran
// Donja Hodaie
12

Sag nicht Tochter, sag Kurê min
// Walaa Qasim Haji
19



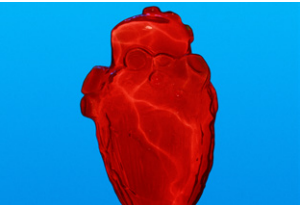
Antislawismus und die fehlenden weißen Privilegien
// Evelyn Deller
24

Von der wirtschaftlichen Not in den deutschen Supermarkt zur gastronomischen Hoffnung und wieder zurück
// Georgios Kyprisoudis
29



Wenn Stärke auch Schwäche zulässt
// Hewan Kamal
34

Entweder männlich oder emotional!
// Vian Rashid
38



Ein Herz wie eine Gebärmutter
// Alla Qaidy
44

Flucht verändert viel – aber sie befreit nicht automatisch vom Patriarchat
// Interview mit Rex Osa
46

„Liebe“ voller Hass
// Dunia Haidar
50

Dating-Welt und Partnerschaft für Männer mit Fluchtgeschichte
// ÇİYA
54

Männlichkeit und Gesellschaft im Umbruch: Was das Massaker von Suwaida bedeutet
// Maro
58



Männlichkeit als Herrschaftsform – Homosexualitäten und Maskulinität im alten und neuen Faschismus
// Seyd Celebi
62

Über ÇİYA*
66

Impressum + Danksagung
67

Liebe Leser:innen,

wer ist eigentlich ein „richtiger“ **Mann***? Ist es der, der nie weint, der, der alles unter Kontrolle hat, oder vielleicht der, der den Mut hat, verlässlich zu sein? Zwischen alten Rollenbildern und neuen Erwartungen suchen viele **Männer*** nach der Antwort auf die Frage: Was macht „wahre“ Männlichkeit aus?

„Männlichkeit“ gilt oft als unsichtbar; als das, was nicht benannt werden muss, weil es als selbstverständlich gilt. Doch genau darin liegt ihre Macht. Sie ist die Norm, an der alles andere gemessen wird. „Männlichkeit“ prägt unsere Sprache, unsere Institutionen, unsere Körperbilder und unser Denken. Sie sitzt überall, wo Menschen sind, denn sie lebt in uns selbst fort.

Doch es gibt andere Männlichkeiten. Es ist Zeit, migrantische und geflüchtete Männlichkeiten nicht länger nur als „anders“ zu betrachten, sondern als Spiegel und als Möglichkeit, einen neuen Diskurs über Fragen des „**Mann***-Seins“ zu eröffnen. Diese **Männer*** tragen in sich Geschichten von Verlust und Neuanfang, von Brüchen und Verwandlung.

Wir sind überzeugt, dass die Bekämpfung des Patriarchats nur gelingt, wenn wir über **Männer***bilder aus migrantischer, geflüchteter und marginalisierter Perspektive sprechen. Denn gerade sie zeigen, dass Stärke auch im Verlust liegen kann, Würde in der Verletzlichkeit und neue Männlichkeiten jenseits von Macht existieren dürfen.

Unsere Autor:innen erzählen aus tief persönlichen Perspektiven, was **Mann***-Sein im Alltag bedeutet, als Belastung, als Suche, als Erfahrung von Nähe und Distanz. Denn Männlichkeit ist keine Abstraktion, sondern eine gelebte Realität: ein Raum, in dem viele leiden, manche Macht genießen und alle geprägt sind.

Diese Ausgabe fragt, welche Bilder der **Männer*** existieren und wem sie nützen. Wer profitiert davon, dass Stärke mit Härte, Vernunft mit Gefühlskälte und Autorität mit **Männern*** gleichgesetzt wird? Wir sprechen über Verantwortung, Macht und darüber, was passiert, wenn eine Gesellschaft ihre alten Götter endlich vom Thron absetzt.

In dieser **ÇİYA**-Ausgabe machen wir Brüche, Widersprüche und Möglichkeiten der **Männer*** im Wandel sichtbar. Sie soll dazu beitragen, an eine gerechte Gesellschaft zu denken; eine, in der das Patriarchat keinen Platz mehr hat. Die Beiträge dieser Ausgabe widmen sich dem Thema „**Mann***“ im Zusammenhang mit Flucht, Rassismus, Homosexualität, Erziehung, psychischer Gesundheit, Gewalt, Arbeit, Emotion und Identität.

Wir wollen zeigen, dass es viele Arten gibt, **Mann*** zu sein und dass gerade in diesen Unterschieden die Chance auf Freiheit liegt.

Wir wünschen viele inspirierende, nachdenkliche und befreiende Momente beim Lesen!

Bergige Grüße

Duleem Monzer

Duleem und Monzer

Die

Autor:innen



Walaa Qasim Haji (sie/ihr)

Ich bin Walaa und lebe seit sieben Jahren in Deutschland. Meinen Bildungsweg habe ich vom Hauptschulabschluss bis zum Studium konsequent nachgeholt. Derzeit studiere ich Gesundheitswissenschaften/ Pflege und Erziehungswissenschaften auf Lehramt, weil ich die Lehrerin sein möchte, die ich mir selbst gewünscht hätte, für Kinder, die nicht „anders“, sondern besonders sind. Ich lese gern, koche für ganze Dörfer und schreibe über das, was zwischen Herz und Hirn nicht still bleiben will. Ich spreche ehrlich über mentale Gesundheit, Selbstliebe, Ängste und das, was im Innersten nach Heilung ruft. Sag nicht Tochter, sag Kurê min – Wie ich das Patriarchat aus Versehen lebte („Kurê min“ = mein Sohn), „Sag nicht Tochter. Sag: Kurê min (mein Sohn).“ Ich war sieben, vielleicht acht, als ich diese Worte zu meiner Oma sagte. Sie schwieg, aber ihre Augen wussten mehr, als ich je zu sagen.



Hewan Kemal

Ich bin Hewan Kamal, 23 Jahre alt und komme ursprünglich aus dem Irak. Seit 2010 lebe ich in Deutschland und studiere in Koblenz Psychologie und Philosophie. Als Teil der Gesellschaft engagiere ich mich sozial, um gemeinsam mit anderen zu lernen und Wissen zu teilen. Neben dem Studium finde ich in kreativen Tätigkeiten wie Fotografie, Musik, Kunst und Lesen Inspiration.



Seyd Celebi (er/ihm)

Ich bin Seyd Celebi und habe Islamwissenschaft und Philosophie studiert. Ich bin politisch im Bereich kurdischer, migrantischer und queerer Kontexte aktiv und beschäftige mich unter anderem mit den Themen (queerer) Männlichkeitskritik, innermigrantischem Rassismus und Faschismus.



Nahla Qaidy

Ich heiße Nahla, bin 21 Jahre alt und bin mit zehn Jahren nach Deutschland geflüchtet. Ich studiere Jura und habe mich schon in jungen Jahren intensiv mit dem Thema Gleichberechtigung (vor allem) zwischen Mann und Frau auseinandergesetzt. Im Laufe der Zeit wurde mir immer bewusster, wie tief toxische Männlichkeitsbilder in unserer Gesellschaft verankert sind. Umso dankbarer bin ich, mit meinem Partner eine gleichberechtigte und gesunde Beziehung führen zu dürfen, mit dem ich seit fast einem Jahr religiös verheiratet bin.



Maro (er/ihm)

Ich bin Maro, habe einen Master in Mathematik und IT und arbeite als Produktmanager im Softwarebereich. Ich komme aus Suwaida in Syrien und bin vor zehn Jahren nach Deutschland geflüchtet. Die ersten Jahre waren herausfordernd, haben mich aber geprägt und meine persönliche Entwicklung entscheidend vorangebracht. Seit mehreren Jahren engagiere ich mich in politischem Aktivismus und Awarenessarbeit, vor allem für Minderheiten in Syrien. Um Wut und Enttäuschung über Ungerechtigkeit zu verarbeiten, helfen mir Tanzen und Schreiben: Tanzen lässt mich alles loslassen, Schreiben ordnet meine Gedanken. Beides gibt mir Kraft, Balance und Fokus, um weiterhin aktiv für das einzutreten, was mir am Herzen liegt.



Evelyn Deller (sie/ihr)

Ich bin Evelyn Deller. Obwohl mein Name nicht migrantisch klingt, bin ich es. Zwar bin ich in Deutschland geboren und aufgewachsen, jedoch haben sich meine Eltern im Asylheim kennengelernt, nachdem beide aus unterschiedlichen Städten der Ukraine als Kontingentgeflüchtete nach Deutschland gekommen sind. Seit Beginn des russischen Angriffskriegs und aufgrund der Zunahme antisemitischer Gewalt im Zuge des 7. Oktobers, beschäftige ich mich politisch vor allen Dingen mit russischem Imperialismus, ukrainischer Souveränität, Antisemitismus, Antifaschismus, Islamismus und generell: Wie man das gute Leben für alle ermöglichen kann.



Rex Osa

Ich bin Rex, ein Vermittler zwischen geflüchteten Menschen, Ehrenamtlichen, Sozialarbeiter:innen und engagierten Mitgliedern unserer Gesellschaft. Täglich bewege ich mich zwischen ihren Welten – eine Aufgabe, die fordert und zugleich bereichert. Mein Leben ist geprägt von Aufklärung, Engagement und dem Streben nach Gerechtigkeit, besonders für die Stimmen Geflüchteter im politischen Diskurs. Diese Arbeit habe nicht ich gewählt; sie hat mich gewählt. Mein liebster Ort ist dort, wo ich Geflüchteten begegne – wo Hoffnung und Trauer, Ohnmacht und Stärke sich berühren.



Donja Hodaie

Mein Name ist Donja Hodaie. Ich bin promovierte Volljuristin und meine Familie stammt aus dem Süden Irans. Zu meinen Forschungsthemen gehören daher u.a. das politische Strafrecht sowie die Rechte von Frauen und queeren Menschen im Iran. In meiner Freizeit koche und backe ich gerne für meine Familie und meine Freunde. Daneben engagiere ich mich als Mitglied im Netzwerk feministischer Rechtsgeschichte.



Dunia Haidar (sie/ihr)

Ich bin Dunia Haidar, 22 Jahre alt und in Syrien geboren. Ich bin die Jüngste meiner Geschwister und Gott hat mich mit einer wunderbaren Familie voller Liebe und Wärme gesegnet. Ich habe Fachpädagogik studiert und verbringe gerne Zeit mit meiner Familie. Durch mein Berufsfeld habe ich eine Herzensaufgabe: Kindern von klein auf beizubringen, dass Frauen einen großen Wert im Leben haben und dass Respekt und Wertschätzung ihnen gegenüber die Grundlage für eine gesunde Erziehung und eine bessere Gesellschaft sind.



Georgios Kyparissoudis

Ich heiße Georgios (und habe noch einige Spitznamen). Ich bin 33 Jahre alt und aufgewachsen in der Nähe von Göttingen in Südniedersachsen. Meine Eltern kamen in den 70er Jahren als sogenannte Gastarbeiter:innen aus Griechenland nach Deutschland. Nach meinem Abitur war ich ziemlich aufgeschmissen, da ich mehrere Jahre nicht so recht wusste, was ich mit meinem (beruflichen) Leben anfangen sollte. Über meinen Beruf entdeckte ich die Kriminologie für mich, sodass ich schließlich berufsbegleitend Kriminologie an der Universität Hamburg studierte.



Alla Qaidy

Mein Name ist Qaidy Alla, ich bin 22 Jahre alt und studiere Erziehungswissenschaften sowie Anglistik/Amerikanistik an der Ruhr-Universität Bochum. Ich komme ursprünglich aus dem Irak und lebe seit mittlerweile 10 Jahren in Deutschland. Sprache und vor allem das Schreiben sind für mich Wege, innere Gedanken und Emotionen sichtbar zu machen – besonders dann, wenn Worte sonst fehlen. In meiner persönlichen Buchführung verarbeite ich häufig Fragen, Gedanken und Erfahrungen, die mich emotional bewegen. Ich glaube daran, dass Verletzlichkeit auch eine Stärke sein kann und dass Geschichten uns verbinden können.



Vian Rashid (sie/ihr)

Ich heiße Vian und komme aus Rojava. Auf meiner Muttersprache (Kurdisch) wird mein Name so geschrieben – Viyan. Ich studiere im Master Dolmetschen und Übersetzen und habe meinen Bachelor ebenso im Bereich Translation abgeschlossen. Ich interessiere mich für Sprachen und für Musik, deshalb habe ich einen YouTube-Kanal gestartet (@Vi_y_an), wo ich Covers von meinen Lieblingssongs in verschiedenen Sprachen teile. Ich setze mich ehrenamtlich für Bildung ein und möchte durch mein Engagement und meine Arbeit dazu beitragen, dass es in einigen Strukturen der Gesellschaft zu einem Wandel kommt.

Ein Mann – aber auch ein Mensch?

Text: Nahla Qaidy
Foto: Unsplash

Mann bedeutet Kontrolle.
Mann bedeutet Macht. Mann bedeutet Ehre.
„Ich wünschte, du wärst ein Mann“, sagt er.
Nein – nicht, weil ich seine Ehre verletzt hätte.
Nein – nicht, weil ich nicht unter seiner Macht stehe.
Nein – nicht, weil ich nicht unter seiner Kontrolle bin.
„Ich wünschte, du wärst ein Mann“ – sagt er, damit
meine Erfolge größer wirken.
Patriarchat.
Aber meint er es eigentlich gut?
Wut, Hass und Unsicherheit überkommen mich bei
diesem Wunsch.
Stolz? Der Stolz wäre echt – wenn ich ein Mann wäre.

Mann bedeutet stark.
Mann bedeutet nörgelnd.
Mann bedeutet besserwisserisch.
Was ein Mann sagt, ist immer wahr und muss immer
durchgesetzt werden!

Schweig, einem Mann widerspricht man nicht!

Mann bedeutet Freiheit. Doch Freiheit – die gibt es nur
durch einen Mann.
In einer Gesellschaft, in der du Freiheit nur erlebst,
wenn du ein Mann bist oder durch einen Mann erlebst.
Der Mann hat seine Ehre zu bewahren. Er muss
entscheiden.

**Ich habe ihn nur
ein einziges Mal
weinen sehen.
Stille.
Ein Mann hat auch
Gefühle.
Ein Mann weint.
Und plötzlich
erkenne ich:
Du bist nur ein
kleiner, einsamer
Junge, gefangen
im Körper eines
Mannes.
Ein Mann, der
stark, kalt und
gefühllos sein
muss.
Ein Mann
– in dieser
Gesellschaft.**



Ein Mann bedeutet Stolz.
Der Ruf eines Mannes steht an erster Stelle. Über
allem. Ja, sogar über dem Mannsein selbst.
Mann bedeutet Führung.
Mann bedeutet Streng sein.
Ein Mann verdient sich seinen „Respekt“ durch Angst.
Angst durch Macht und Kontrolle.
Solange Angst alle dazu zwingt, den Willen eines
Mannes zu befolgen, verliert Respekt seine Bedeutung.
Doch unter Männern selbst zählt Respekt als
unantastbares Band.

Mann bedeutet Schutz.
Durch den Schutz, den ein Mann glaubt zu geben,
begründet er seine Macht.
Mann bedeutet Gefühllosigkeit.
Mann bedeutet Kälte.
Ich habe ihn nur ein einziges Mal weinen sehen.
Stille.
Ein Mann hat auch Gefühle.
Ein Mann weint.
Und plötzlich erkenne ich:
Du bist nur ein kleiner, einsamer Junge, gefangen im
Körper eines Mannes.
Ein Mann, der stark, kalt und gefühllos sein muss.

Ein Mann – in dieser Gesellschaft.

Die Gesellschaft sagt:
Du bist ein Mann.
Du musst stark sein.
Du darfst nicht weinen.
Und Liebe? Liebe ist Schwäche.
Erziehe mit Angst. Führe mit Kontrolle.
Du bist ein Mann.
Du hast eine Ehre – und die musst du um jeden Preis
bewahren.
Ein einziger Makel, ein Moment der Schwäche, und du
verlierst alles: Respekt, Stellung, Gesicht.
So wächst der Druck. So werden Gefühle begraben. So
entsteht ein Mann.
Doch er ist nur ein einsamer kleiner Junge.
Einer, der nie gelernt hat zu fühlen.
Der nie gelernt hat zu lieben.
Ich frag mich trotzdem...
Trägt er die Schuld daran?
Hat er sich entschieden, ein Mann zu sein – oder wurde
er dazu gemacht?

Die Notwendigkeit

Text: Donja Hodaie
Foto: Unsplash

Wie ist das Leben als Mann im Iran? An sich lässt sich diese Frage nicht pauschal beantworten. Iran ist ein Land, das grundsätzlich nicht nur in Bezug auf das Geschlecht von enormen sozialen Ungerechtigkeiten geprägt ist. In vielerlei Hinsicht unterscheidet sich das Leben eines kurdischen, belutschischen, afghanischen, queeren oder Bahai-Mann vehement von dem eines persischen, heterosexuellen Mannes. Zugleich wird jedoch auch diesen Männern aufgrund ihres Mannseins im Iran Macht über Frauen gewährt. Auf Farsi wird die Gesellschaft im Iran als „mard-salar“ beschrieben. „Mard“ bedeutet Mann und „salar“ lässt sich mit Oberhaupt, Anführer oder auch Prinz übersetzen. Aufgrund seines Geschlechts kommt dem Mann also eine dominante und herrschende Rolle in der Gesellschaft zu. Die Gewährleistung der ge-

sellchaftlichen Vorrangstellung des Mannes erfolgt auch durch das Rechtssystem, das oft ausdrücklich nach Geschlecht differenziert. Beispielsweise variieren die Voraussetzungen für eine Strafbarkeit und seinen Vollzug oder die Rechte und Pflichten eines Elternteils gegenüber dem Kind und dem Ehepartner je nach Geschlecht. Die Teilhabe am öffentlichen Leben ist für Frauen grundsätzlich nur mit dem Tragen eines Hijabs und daher nicht bedingungslos möglich. Bestimmte Orte wie Fußballstadien dürfen sie nicht oder lediglich unter zahlreichen Voraussetzungen betreten. Frauen werden daher anders als Männer von bestimmten Teilen des gesellschaftlichen Lebens ausgeschlossen. Einige Berufe wie Richter oder auch hohe politische Ämter wie die des Obersten Rechtsgelehrten sind ausschließlich Männern vorbehalten.

eines neuen



Männlichkeits- verständnisses im Iran



Für eine Ausbildung, Berufstätigkeit, eine Reise und zahlreiche weitere wichtige Entscheidungen ist eine Frau oftmals auf die Genehmigung ihres männlichen Vormunds oder Ehemannes angewiesen. Frauen werden systematisch unterdrückt und teilweise ausgegrenzt.

Selbst über den Körper und das Leben der Frau können Männer fast uneingeschränkt verfügen. Das iranische Strafrecht ermöglicht es nämlich u. a. im Falle von absichtlichen Tötungsdelikten, mit dem Einverständnis des gesetzlichen Erben eine Frau zu töten, ohne die an sich vorgesehene Todesstrafe zu fürchten. Die gesetzlichen Erben sind in der Regel der Vater und der Großvater väterlicherseits. Es erfolgen manchmal im Vorfeld Absprachen zwischen dem Ehemann, den Brüdern und den gesetzlichen Erben einer Frau oder eines Mädchens, sie für das „Ansehen“ der Familie zu töten und auf den Vollzug der Strafe zu verzichten. Das iranische Strafrecht erlaubt sogar einem Ehemann unabhängig von der Entscheidung der männlichen Erben, seine Ehefrau töten, wenn er sie in flagranti beim Geschlechtsverkehr mit einem anderen Mann erwischt. Tötungen weiblicher Familienmitglieder aufgrund der Nichterfüllung von Verhaltenserwartungen, die das Ansehen der Familie angeblich schädigen sollen, werden im Iran „qatle namusi“ genannt. Das Wort „namus“ kann Ehre, Ruf, Moral oder Prinzipien bedeuten. Die Ehefrau und Töchter eines Mannes werden oft sein „namus“ genannt und diese Denkweise ist im (Unter-)Bewusstsein vieler Menschen im Iran

Auf Farsi wird die Gesellschaft im Iran als „mard-salar“ beschrieben. „Mard“ bedeutet Mann und „salar“ lässt sich mit Oberhaupt, Anführer oder auch Prinz übersetzen. Aufgrund seines Geschlechts kommt dem Mann also eine dominante und herrschende Rolle in der Gesellschaft zu.

verankert. Weil die Frau dem Mann gehört, darf er sich ihr entledigen, wenn er es möchte. Beispielsweise enthauptete der Ehemann der siebzehnjährige Ghazal „Mona“ Heydari sie in der südiranischen Stadt Ahvaz und lief mit ihrem abgetrennten Kopf durch die Straßen, weil sie es gewagt hatte, aufgrund von häuslicher Gewalt in die Türkei zu flüchten. Mona's Vater „verzichtete“ auf den Vollzug der für den Ehemann an sich vorgesehenen Todesstrafe. Zuvor hatte der Vater sogar die junge Frau mit der Zusicherung, ihr würde nichts passieren, wieder in ihre Heimatstadt Ahvaz gelockt und sodann dem Ehemann ausgeliefert. Die Mutter des Ehemannes erklärte die Tat ihres Sohnes damit, dass ihm sein Umfeld aufgrund der Flucht seiner Ehefrau seine Männlichkeit und Ehre abgesprochen hatte. Mit der Tat habe er allen das Gegenteil beweisen wollen. Frauen, die es wagen von ihrem Zuhause und ihrer Familie auszubringen, werden im Iran „doktharhay farari“, d. h. auf Deutsch „Mädchen auf der Flucht“, genannt. In einigen Fällen melden ihre Familien sie sogar nicht als vermisst. Stattdessen suchen sie selbst nach ihnen und töten sie. Um eine Identifikation der Frauen zu verhindern, verbrennen sie die Leichen¹ und leugnen, dass es diese Frauen jemals in ihrer Familie gegeben hätte. All das geschieht zur Wahrung der Männlichkeit männlicher Familienmitglieder. Der Mann hat die Frau in der Hand. Selbständigkeit und Selbstbestimmtheit sind Frauen weitestgehend verwehrt. Sie werden aufgrund ihres Geschlechts gegenüber Männern als Menschen 2. Klasse degradiert. In den

letzten Jahren wird daher zunehmend der Begriff „apartheit-e jensati“, also Genderapartheid, verwendet, um das Verhältnis zwischen Mann und Frau im Iran zu charakterisieren.

Als ich auf dem 49. Feministischen Jurist*innen-tag über die rechtliche Stellung der Frau im Iran referierte, kam im Nachgang eine Jura-Professorin auf mich zu und meinte, dass sie allein vom Zuhören total entsetzt sei. Bestimmte Regelungen im Familienrecht habe es auch im Nachkriegsdeutschland noch gegeben, aber gerade das Strafrecht klang für sie wie eine Horrorgeschichte. Das erschreckend daran für mich persönlich ist, dass mir diese Horrorgeschichte über viele Jahre „normal“ vorkam.

Mich verstört auch, dass ein in den USA lebender Iraner, der sich als klassischer misogyner Chauvinist auf Instagram zelebriert und u. a. auch „namus“-Tötungen und sogar Gruppenvergewaltigungen von Frauen verharmlost, über 14 Millionen Follower hat – darunter auch etwa Kurden und Afghanen. Die Aussagen, die er über Frauen trifft, sind so widerwärtig, dass ich mich nicht überwinden kann, sie ins Deutsche zu übersetzen. Über 14 Millionen Farsi sprechender Menschen stört das scheinbar nicht.

Durch Gespräche mit Männern in meiner Familie und meinem Freundeskreis, die gesellschaftlichen Debatten und Entwicklungen seit Ende der Neunziger Jahre im Iran weiß ich jedoch, dass das Bewusstsein bei Männern für die Auswirkungen des vorherrschenden Männlichkeitsverständnisses im Iran und die u. a. dadurch entstehenden Misere für Frauen

grundsätzlich deutlich gestiegen ist. Dies ist gerade im Iran besonders wichtig.

Zu den Grundprinzipien des iranischen Regimes gehört nämlich die Herrschaft von Männern über Frauen und stellt daher ein eminent politisches Thema dar. Das Männlichkeitsverständnis hat nicht nur Auswirkungen auf das (private) Verhältnis zwischen Mann und Frau, sondern schlägt sich auch im öffentlichen Leben nieder. Männlichkeit ist nicht statisch, sondern entwicklungs- und wandelfähig. Eine Gesellschaft kann selbst bestimmen, was für Männlichkeit konstituierend ist. Die Neudefinition von Männlichkeit stellt daher auch eine Möglichkeit dar, wie zumindest eines der Grundprinzipien des iranischen Regimes faktisch ausgehebelt werden kann. Dies gilt insbesondere, da aufgrund der Besonderheiten des Staatsaufbaus, der Verfassungsprinzipien und brutaler Repressionen seitens der iranischen Staatführung lediglich ein geringer Handlungsspielraum für die Bevölkerung besteht, effektiven Widerstand gegen den status quo zu leisten.

Trotz der genannten weiterhin bestehenden Missstände sind erste Schritte zu einer solchen positiven Neudefinition für eine neue Gesellschaftsordnung und das Niederzwingen des Regimes in den letzten Jahren sichtbar geworden. So gibt es eine deutlich ansteigende Anzahl weiblicher Universitätsabsolventen und berufstätiger Frauen im Iran. Immer mehr Väter oder Ehemänner machen von ihrem gesetzlich festgelegten Missbrauchsrecht keinen Gebrauch und verwehren Frauen nicht ihre Rechte.

Auch anlässlich des Falles der Kapitänin der iranischen Fußballnationalmannschaft Niloo-far Ardalan, deren Ehemann ihr nicht „erlaubte“ für ein Fußballspiel ins Ausland zu reisen, positionierten sich im Jahr 2015 Männer unter dem Hashtag „itsmensturn“ gegen die rechtlich gesicherte Missbrauchsmacht des Ehemannes über seine Ehefrau. Männer gaben kollektiv und öffentlich ihren Ehefrauen ihr Recht auf Scheidung, Reisen etc. zurück. „Lasst uns bei uns selbst anfangen“ schrieben einige dazu.

Die Solidarisierung von Männern mit Frauen während der Jina-Massenproteste im Jahr 2022 die die Tötung der Kurdin Jina Amini durch die sog. Sittenpolizei im Iran ausgelöst hatte, war daher auch nicht im luftleeren Raum entstanden, sondern war u.a.² das Er-

gebnis eines beginnenden Veränderungsprozesses des Männlichkeitsverständnisses im Iran.

Bereits mehrere Jahre vor den Jina-Protesten im Jahr 2022 konnte man im Iran Frauen beobachten, die in der Öffentlichkeit keinen Hijab mehr trugen. Symbolkraft hatte in diesem Zusammenhang das Bild von Vida Movahed, die bei Protesten im Jahr 2017 in der berühmten „Enghelab“ (auf Deutsch: Revolution)-Straße in Teheran auf einen Stromkasten stieg und ihr Kopftuch an einen Stock gebunden hochhielt. Männer unterstützten Frauen bei ihrem Widerstand und ließen sie nicht allein mit der Bürde. Auf sozialen Netzwerken kursierten Videos, wie Männer sich gegen die sog. Sittenpolizei stellten und auch Verhaftungen von Frauen verhinderten. Diese Widerstandshandlungen im Alltag sind Resultat eines gemeinsamen neuen Verständnisses von Gleichheit und Freiheit – auch zwischen den Geschlechtern. Sie haben eine klare Botschaft: Wir erkennen eure Gesetze und euch als staatliche Autorität nicht an. Mit der Zeit kamen als Widerstandshandlung auch weitere beiläufige „kleine“ Handlungen wie Tanzen in der Öffentlichkeit hinzu, die im Iran jedoch Rechtsbrüche darstellen und drastische und nicht nur strafrechtliche Konsequenzen für Betroffene haben können.

Während der Jina-Proteste entwickelten sich diese alltäglichen Widerstandshandlungen zu einer Massenbewegung und konnten erste tatsächliche Veränderungen bewirken. Denn dass die Ungehorsam-Leistenden in der Regel nicht organisiert oder miteinander verbunden sind, macht sie für den iranischen Staatsapparat schwer greifbar. Einige wurden verhaftet, gefoltert und erhielten Freiheits- oder sogar Todesstrafen; aber aufgrund der hohen Anzahl an Verstößen war es für den iranischen Staatsapparat nicht möglich, alle Widerstandshandlungen zu ahnden. Für das iranische Regime war so eine Durchsetzung der Rechtsordnung nicht mehr gänzlich realisierbar. Iranische Gesetze wurden so nicht abgeschafft, aber de facto teilweise außer Kraft gesetzt. Für das iranische Regime und seine Sittenpolizei haben Männer und Frauen gemeinsam so faktisch neue Realitäten geschaffen. Einem ersten positiven Wandel des Männlichkeitsverständnisses im Iran sei Dank – auch wenn noch ein langer Weg zu gehen ist. ▲

(„Kurê min“ =
mein Sohn)



Text: Walaa Qasim Haji
Fotos: Unsplash

**Sag nicht
Tochter, sag
Kurê min**

Wie ich das Patriarchat aus Versehen lebte

²Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass Frauenrechte nicht ausschließlicher Schwerpunkt der Massenproteste im Jahr 2022 waren. Auch die Unterdrückung von Minderheiten wie etwa Kurd:innen und Balutsch:innen haben eine maßgebliche Rolle gespielt.

„Sag nicht Tochter. Sag: Kurê min (mein Sohn).“

Ich war sieben, vielleicht acht, als ich diese Worte zu meiner Oma sagte. Sie schwieg, aber ihre Augen wussten mehr, als ich je zu sagen wagte. Ich wollte kein Mädchen sein, das höflich schweigt, wenn es brennt. Kein Kind, das leise träumt, um niemanden zu stören. Kein Mensch, dessen Wert an Schönheit, Anpassung oder Gehorsam gemessen wird. Ich wollte kraftvoll sein dürfen. Wild. Ungezähmt. Und in meiner Welt war all das männlich. Stärke trug den Namen der Söhne – laut, dominant, unangreifbar. Also glaubte ich, ich müsse einer von ihnen werden, um überhaupt zählen zu dürfen. Ich bat sie, mich nicht Tochter zu nennen. Und sie gehorchte. Bis heute nennt sie mich Kurê min. Und bis heute frage ich mich, wie ich das Patriarchat ablehnen konnte, und es doch gleichzeitig lebte. Aus Trotz. Aus Schutz. Aus einem tiefsitzenden Hunger nach Anerkennung. Vielleicht begann hier meine Geschichte. Eine Geschichte, in der ich nicht nur gegen das Patriarchat kämpfte, sondern es verkörperte. Als Schutz. Als Rüstung.

Die Tochter, die Sohn wurde

Ich wurde nicht als Sohn geboren. Aber ich lernte früh, mich wie einer zu bewegen, zu sprechen, zu fühlen oder besser nicht zu fühlen. Diese maskulinen Copingstrategien waren keine Wahl, sondern

Überlebensmechanismen.

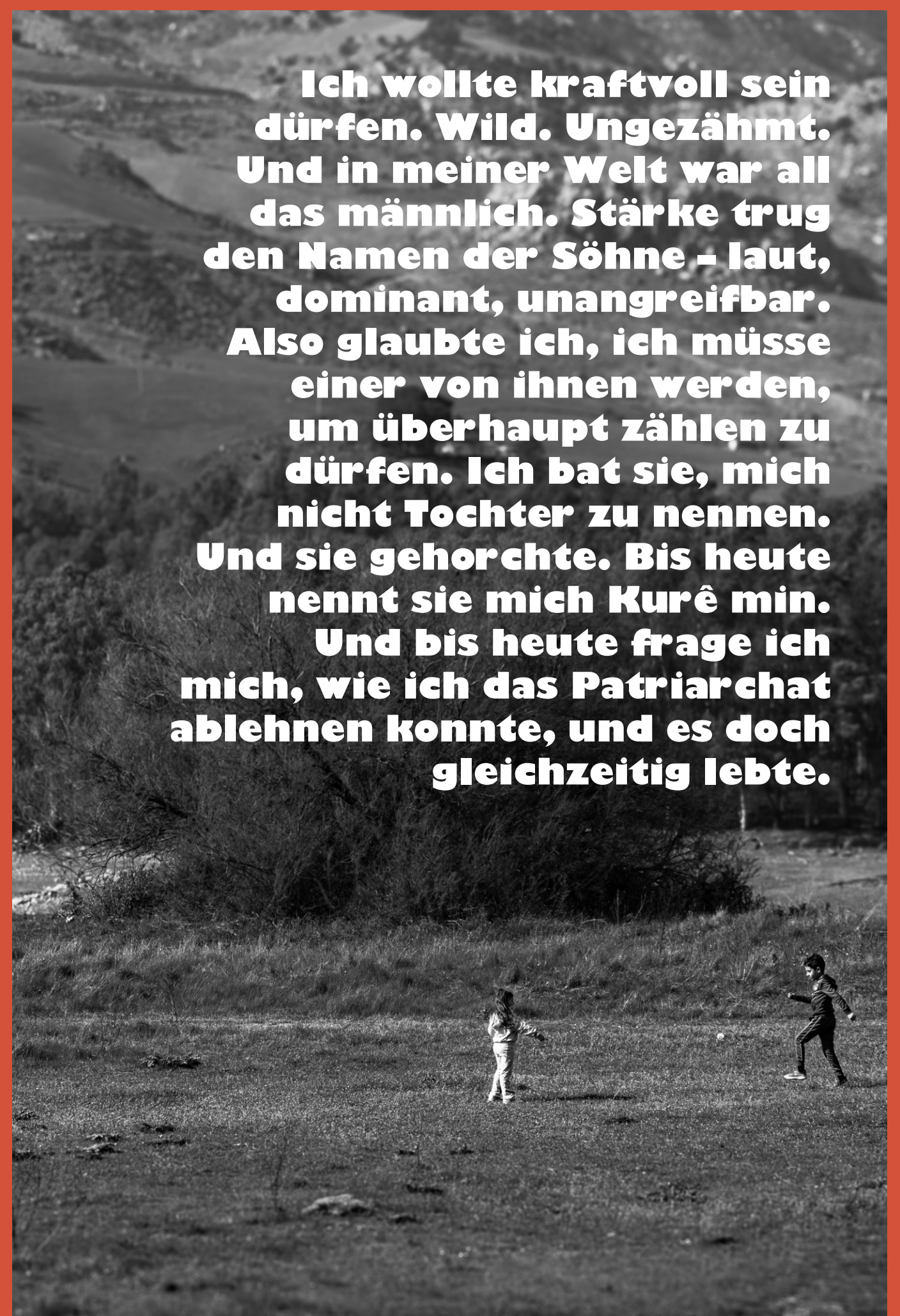
In meiner Welt war Stärke männlich und Sichtbarkeit ein Risiko. Ich passte mich an, innerlich wie äußerlich. Eine stille Rolleninternalisierung. Ich kleidete mich dunkler, breiter, neutraler, als würde jeder Stoff eine Grenze ziehen zwischen mir und einem Blick zu viel. Mein Stil wurde zum Panzer, mein Gang gerade, mein Blick hart. Ich wollte nicht angreifbar sein, nicht lesbar, nicht weiblich. Ich wusste, Mädchen gelten als unsicher, schwach, zerbrechlich. Also hörte ich auf, eines zu sein, zumindest nach außen. Ich lernte früh, nicht zu bitten. Ich gewöhnte mir ab, zu brauchen, und hielt meine Gefühle klein. Ich sprach wenig und bewegte mich, als hätte ich kein Recht auf Raum. Doch tief in mir wusste ich, dass ich ihn mir nehmen musste, bevor er mir genommen wird. Also war ich wachsam. Immer bereit, mich zu verteidigen, auch wenn noch niemand angegriffen hatte. Und ich war stolz. Stolz auf meine Unabhängigkeit. Darauf, alles allein zu schaffen. Niemandem zur Last zu fallen. Ich hielt das für Freiheit. Doch es war eine stille Gefangenschaft, eine, die nicht von außen kam, sondern in mir wuchs. Ich hatte sie selbst gewählt, aus Instinkt. In einer Welt, in der Stärke laut und dominant erscheinen muss, bleibt Sanftheit unsichtbar. Mädchen lernen früh, dass Zärtlichkeit nicht bewundert und Rücksicht nicht belohnt wird. Also greifen wir nach dem, was Sichtbarkeit verspricht, auch wenn es uns nicht entspricht. Ich funktionierte. Wie eine Maschine mit Herz - lautlos, aber überhitzt. Man nannte mich stark, ohne

zu sehen, wie sehr ich innerlich zerfiel. Meine Stärke war nicht Ausdruck von Freiheit, sondern Ausdruck von Angst. Die Frau in mir war nie verschwunden. Sie war nur still. Ihre Zartheit fand keinen Platz in der Rüstung, die ich trug. Sie durfte nicht zweifeln, nicht weich sein, nicht langsam. Nicht, wenn ich ernst genommen werden wollte. So wurde ich zur Frau, die Sohn wurde. Nicht weil ich es wollte, sondern weil ich musste, um das zu schützen, was in mir zu zerbrechen drohte. Doch irgendwann sah mich im Spiegel, und erkannte mich nicht mehr.

Weibliche Stärke in männlichem Gewand

Wir reden viel über das Patriarchat. Wir zeigen mit dem Finger auf Männer, auf Strukturen, auf Systeme. Doch was geschieht, wenn wir den Blick nach innen wagen? Wenn wir erkennen, dass patriarchale Strukturen nicht nur von Männern gestützt werden, sondern durch uns alle fortbestehen, auch durch Frauen. Nicht aus Bosheit, sondern aus Sozialisierung. Aus Angst. Aus dem Bedürfnis, innerhalb eines repressiven Systems zu überleben. In einer Gesellschaft, in der Stärke männlich codiert ist, wird Weiblichkeit oft zur Maske, die wir ablegen müssen, um gehört zu werden. Sanftheit, Intuition, Empathie, Eigenschaften, die in patriarchalen Ordnungen keinen Platz finden, werden als Schwäche markiert. Und so übernehmen viele Frauen Verhaltensmuster, die einst ihre Unterdrückung zementierten: Dominanz, emotionale Distanziertheit, Kontrolle. Diese Muster entstehen nicht im luftleeren Raum.

Ich wollte kraftvoll sein dürfen. Wild. Ungezähmt. Und in meiner Welt war all das männlich. Stärke trug den Namen der Söhne – laut, dominant, unangreifbar. Also glaubte ich, ich müsse einer von ihnen werden, um überhaupt zählen zu dürfen. Ich bat sie, mich nicht Tochter zu nennen. Und sie gehorchte. Bis heute nennt sie mich Kurê min. Und bis heute frage ich mich, wie ich das Patriarchat ablehnen konnte, und es doch gleichzeitig lebte.



Sie wurzeln in unserer Sozialisation, in Sprüchen wie „Mädchen machen so etwas nicht“, in Blicken, die Lautstärke bei Frauen mit Unangemessenheit gleichsetzen. In der impliziten Botschaft, dass eine selbstbestimmte Frau entweder unweiblich oder einsam sein müsse. Emanzipation wird zum Drahtseilakt zwischen Anpassung und Widerstand.

Ich kenne das aus meiner eigenen Geschichte. Als Kind lernte ich von meinem Vater Aufgaben kennen, die in unserer Gesellschaft traditionell den Söhnen vorbehalten waren: Autofahren, Geld verwalten, Preise festlegen, mit Kunden verhandeln, Haltung zeigen, Aufgaben mit öffentlicher Präsenz, Verantwortung und Entscheidungsmacht. Doch mein Vater stellte diese Regel infrage. Ich war seine Erstgeborene, seine Tochter, und seine stärkste Stütze. Was sonst nur Söhnen zugeschrieben wurde, übertrug er mir. Offen, ohne Zögern, mit Stolz. Zum ersten Mal spürte ich, was es heißt, ernst genommen zu werden. Für einen Moment glaubte ich, stark und frei zu sein. Doch dann begann ein Mädchen aus der Verwandtschaft, spöttische Bemerkungen zu machen. Was sucht ein Mädchen an einem Ort, an dem Männer entscheiden. Seit wann dürfen Mädchen mitreden. Ist das überhaupt erlaubt. Ihre Worte wirkten wie Splitter – scharf, verletzend, entwertend. Sie sprach laut aus, was viele im Stillen dachten. Nach und nach legten sich ihre Sätze wie Steine um mein Selbstbild. Nicht mein Mut wurde gesehen, nicht mein Einsatz, sondern nur mein Geschlecht. Etwas in mir zerbrach. Nicht, weil ein Mann mich zurück-

wies, sondern weil eine Frau mir das Gefühl gab, fehl am Platz zu sein.

Und plötzlich begriff ich: Sie sprach nicht nur für sich selbst. Sie sprach mit der Stimme einer ganzen Kultur, die Mädchen beibringt, sich klein zu machen, um sicher zu bleiben. Angepasst zu leben, um nicht aufzufallen. So überträgt sich patriarchale Ordnung nicht allein durch Gewalt, sondern durch Wiederholung. Durch Frauen, die andere Frauen kontrollieren, weil sie selbst kontrolliert wurden.

In traditionell Gemeinschaften sind die Erwartungen widersprüchlich: stark, aber leise. Klug, aber bescheiden. Sichtbar nur, wenn es gerade passt. Wir lernen zu überleben, indem wir uns anpassen, manchmal so sehr, dass wir unsere Weiblichkeit verstecken, ja verkleiden. Denn in patriarchalen Räumen zählt, was hart, kontrolliert, rational wirkt. Das Patriarchat braucht keine Männer, um zu funktionieren. Es lebt durch Wiederholung und Angst. Oft sind es Frauen, die andere Frauen beschämen oder kontrollieren, aus dem Glauben, dass Kontrolle Sicherheit schafft. Es geht um Zugehörigkeit, um eine Ordnung, die nicht hinterfragt wird, sondern sich still fortsetzt.

„Er ist dein Bruder, also darf er“, sagen viele Mütter. Söhne erhalten Freiheiten, Töchter Regeln.

Diese Muster geben Frauen weiter, weil sie es selbst so gelernt haben. Sie kontrollieren Kleidung, Verhalten und Gefühle, nicht aus Macht, sondern aus Angst. Aus dem Wunsch, ihre Töchter zu schützen. Und merken nicht, dass sie das Gefängnis nur weitergeben.

So wachsen viele von uns zwischen zwei widersprüchlichen Blickrichtungen auf: Die eine fordert Selbstbestimmung und Gleichheit, die andere korrigiert und stabilisiert das Bestehende. Wir sollen Stärke zeigen, um bestehen zu können, und zugleich Gehorsam, um niemanden zu beschämen. Es bleibt kein Raum für Unsicherheit, kein Platz für ein Ich weiß nicht. Deshalb übernehmen viele weiblich sozialisierte Personen Verhaltensmuster, die männlich gelesen werden – nicht aus freiem Entschluss, sondern als Überlebensstrategie in einem System, das Stärke noch immer mit Männlichkeit verbindet. Aber warum wird Stärke überhaupt mit Männlichkeit verbunden? Vielleicht, weil körperliche Merkmale wie Muskelmasse oder Testosteron historisch als Legitimation für Macht und Dominanz dienten. Vielleicht, weil Jungen früh dazu angeleitet werden, zu führen, während Mädchen lernen, zu dulden, zu tragen, zu schweigen. Vielleicht auch, weil Medien, Erziehung, religiöse Normen, politische Ordnungen und familiäre Strukturen seit Jahrhunderten dasselbe Narrativ wiederholen: Der Mann handelt, die Frau wird behandelt. Stärke wird nicht neu gedacht, sondern entlang männlicher Maßstäbe reproduziert.

So wird das Bild von Stärke selbst zum Werkzeug der Ungleichheit. Selbst feministische Bewegungen tragen manchmal ein männliches Gesicht. Der „Girlboss“-Feminismus feiert Frauen, die sich durchsetzen, solange sie die Sprache des Kapitalismus sprechen: Macht, Geld, Status. Weibliche Stärke wird nicht neu gedacht, sondern maskulin imitiert. Und wer allein aufsteigt, lässt oft andere zurück. Wenn Frauen beginnen, andere Frauen zu unterdrücken, um in einem System zu überleben, das sie eigentlich verändern müssten, dann leben wir das Patriarchat weiter – nicht aus Überzeugung, sondern aus Mangel an Alternativen. Das Tragische ist, dass wir es oft unbewusst tun. Denn dieses System lebt durch uns, durch unsere Körper, unsere Stimmen, unsere stillen Anpassungen. Es betrifft alle: Frauen, die sich verbiegen. Männer, die nicht fühlen dürfen. Kinder, die früh lernen, was „stark“ und was „schwach“ sein soll. Doch diese Zuschreibungen sind nicht naturgegeben, sie sind gemacht. Was gemacht ist, lässt sich verändern.

Stärke hat kein Geschlecht

Sie beginnt dort, wo Weichheit keinen Widerspruch zur Kraft bildet. Wo Führung ohne Herrschaft möglich ist. Wo Zugehörigkeit nicht mehr Selbstverleugnung verlangt.

Die Wunde der Weitergabe

Ich wollte nie hart sein. Ich wollte nur stark genug sein, um nicht zu zerbrechen. Doch aus Angst wurde Kontrolle. Aus Kontrolle wurde Schweigen. Und aus Schweigen wurde eine Form affektiver Selbstdisziplinierung, die ich lange für Autonomie hielt. In Wahrheit war es eine schleichende Selbstentfremdung. Ich passte mich an ein Bild von Stärke an, das nicht aus mir kam, sondern aus einer langen

Geschichte der Unterdrückung. Ein Bild, das Weiblichkeit nur anerkennt, wenn sie sich selbst verrät. Diese Wunden sind unsichtbar, doch sie prägen alles. Solange wir sie nicht benennen, geben wir sie weiter. Nicht mit Absicht. Sondern mit jedem Satz, der uns verbietet zu fühlen. Mit jedem Blick, der Nähe abwehrt. Mit jeder Geste, die Kontrolle als Fürsorge tarnt. Veränderung beginnt nicht mit Schuldzuweisung, sondern mit dem Mut, ehrlich zu sich selbst zu sein. Ich habe lange in einem System funktioniert, das mich nicht vorgesehen hat. Ich habe versucht, stark zu wirken, weil niemand mir sagte, dass ich einfach sein darf, ohne Maske. Aber irgendwann lernte ich: Stärke ist nicht gleich Lautstärke. Sie zeigt sich im Zulassen. Im Fühlen. Im Wiederaufstehen.

Meine Großmutter nennt mich bis heute Kurê min. Aus Liebe. Aus Stolz. Aus dem Wunsch, mich stark zu sehen. Ich verstehe sie. Doch heute weiß ich: Ich bin nicht stark, weil ich wie ein Mann wirkte. Ich bin stark, weil ich weich sein kann, ohne zu zerbrechen. Weil ich mich halte - echt, verletzlich, ganz.

Es geht nicht darum, Schuldige zu suchen. Nicht Töchter gegen Mütter. Nicht Frauen gegen Männer.

Es geht um Begegnung. Um das Wiederfinden von etwas, das wir zu lange unterdrückt haben.

Der Druck stark zu sein betrifft uns alle. Frauen sollen früh lernen, alles zu tragen. Männer sollen früh lernen, nichts zu zeigen. Beide leiden. Frauen an der Last, immer zu funktionieren. Männer an der Enge, nichts fühlen zu dürfen. Beide tragen. Doch kaum jemand erlaubt ihnen, loszulassen. Wir brauchen neue Räume. Neue Geschichten. Neue Vorbilder. Nicht perfekte Menschen, sondern ehrliche. Wir brauchen Schulen, in denen Geschlechterrollen nicht wiederholt, sondern hinterfragt werden. Eine Sprache, die nicht ausgrenzt, sondern öffnet. Netzwerke, in denen Frauen einander nicht für ihre Form von Stärke vergleichen, sondern feiern. Und Männer, die Care-Arbeit nicht als Ausnahme sehen, sondern als Selbstverständlichkeit. Veränderung beginnt im Alltag. In unserer Sprache. In der Frage, Wem mein Verhalten dient – und wem es schadet? Vielleicht ist genau das heute unsere sanfteste Form von Widerstand: weich bleiben, wo alles ruft. Sei hart. Und mitfühlend bleiben, wo alle sagen: Sei besser.

Vielleicht ist es genau das, was uns befreit: Verbindung ohne Kontrolle. Verantwortung ohne Schuld. Stärke ohne Maske.

Antislawismus und die fehlenden weißen Privilegien

Text: Evelyn Deller
Fotos: Unsplash

Eine Form rassistischer Diskriminierung, die ständig in Deutschland vergessen wird, weil sie eben vermeintlich als weiß gelesene Menschen trifft, ist Antislawismus. Je nachdem, über welche Zeit wir reden, wird weiß-sein anders definiert. In dem Kontext hier sind weiße nicht automatisch Menschen mit heller Hautfarbe – dies ist ein unterkomplexes Verständnis von rassistischer Diskriminierung. Tatsächlich erleben als slawisch gelesene Menschen eine eigene Art von Diskriminierung, die bei den Nazis zum einen den Überfall auf Polen, die Zwangsarbeit, als auch die Vernichtung „slawischer“ Menschen rechtfertigte. Doch Antislawismus ist viel älter. Immer wieder hört man das Gerücht, dass der Begriff Slawe von dem Wort Sklave abstamme, und diese Verbindung, obwohl nicht ein-

deutig bewiesen, hat einen wahren Kern. Bereits die Wikinger haben die Bewohner der ukrainischen Steppe – die damals noch nicht so hieß, weil es höchstens die Kyjiwer Rus, aber nicht die Ukraine gab – versklavt und auf Sklavenmärkten im Byzantinischen Reich weiterverkauft. Der Sklavenmarkt war eine wichtige wirtschaftliche Quelle für die Wikinger. Um eine solche Wirtschaft zu rechtfertigen, braucht es Ideologien, die erklären, warum Menschen, die anders als man selbst sind, als Ware behandelt werden dürfen. Die Verkäufer sehen sich als wertvoller, gar menschlich höherer, und lesen die als Slawen gekennzeichneten Menschen als minderwertig. Slawen wurden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, die sie, ähnlich wie die rassistisch begründete Form des Antise-

mitismus, zu „Untermenschen“ erklärte. Und trotz vieler Überschneidungen hat der „Antipolonismus“ bzw. Rassismus gegenüber polnischen Menschen nochmal andere Dynamiken. Wer kennt es nicht: Die Polenwitze. Sie stehlen, sie arbeiten schlecht, sie saufen. All diese Ressentiments sind Teil deutscher Geschichte, deutschen Rassismus und vor allen Dingen unaufgearbeiteter intrinsischer Rassismen. Der deutsche Imperialismus traf nicht ohne Grund gerade den polnischen Boden. Doch gerade Antisla-

wismus und Antisemitismus haben, obwohl es sich ganz anders zeigt, ähnliche Effekte. In kurz: Deutsche Nazis stießen sowohl, was ihre antisemitische Staatsideologie anging, als auch, was Antislawismus betraf, auf sehr viel Zustimmung. Der „Generalplan Ost“ ist das beste Beispiel dafür: Nicht nur die Juden:Jüdinnen sollten vernichtet werden, auch die als minderwertig angesehene slawische „Rasse“. Deshalb ist es kein Wunder, dass die aus der Sowjetunion deportierten Zwangsarbeiter*innen wie

Hilfsviecher behandelt werden durften. Es gab Gesetze, die Affären zwischen „Ariern“ und Zwangsarbeiter*innen verboten haben – und letztere waren durch den verordneten Aufnäher „OST“ oder „P“ (für Polen) markiert. Ja, der sog. Judenstern war nicht der einzige verpflichtende Aufnäher gewesen. Und jene zeigen vor allem, wie entmenslicht die osteuropäischen Menschen wurden. Nach der Shoah und dem Sieg der Alliierten bekamen die überlebenden Zwangsarbeiter:innen von Deutschland keinerlei Ent-

schädigung, weil sie keinen deutschen Pass hatten. Und in der Sowjetunion litten viele rassistisch sowie antisemitisch diskriminierte Bürger*innen in Gulags unter Zwangsarbeit. Ungefähr 30 Millionen Sowjetbürger*innen wurden in Gulags gezwungen. Dabei sah der Beginn der Sowjetunion ganz anders aus: Statt russländischer Selbstbezeichnung, sollten Indigene gefördert und in die Staatsstruktur integriert werden. Und erst dann wurden sie zunehmend russifiziert. Es war wichtig, zunächst die Vorurtei-



le gegenüber vermeintlich rückschrittlich zivilisierten abzubauen, um sie dann mit offenen Armen ins neue Staatssystem einzugliedern – und dann auszubeuten. Letztendlich ist die Strategie der Russifizierung bis heute am Beispiel der Ukraine sichtbar. Nicht-russische Sprache und Kultur soll als rückschrittig abgelehnt und stattdessen die russische Sprache und Kultur angeeignet werden. Indigene Kultur reicht nur noch für Geschichtsbücher sowie touristische Attraktionen. Wie wir bis hier hin sehen, ist die Dynamik hinter Diskriminierungsformen vielschichtig und der Blickwinkel ist wichtig. Während also die deutsche Geschichte zeigt, dass osteuropäische Menschen unterdrückt und versklavt werden können, und die arabische Kolonialgeschichte sowie der Sklavenhandel dasselbe betont, zeigt die innerosteuropäische Geschichte andere Dynamiken. Je weiter man rein zoomt, desto mehr Diskriminierungsstrukturen werden sichtbar. Doch ich muss nun auf die Bremse drücken: Unsere Lupe ist in Deutschland. Hier ist weiß- und deutsch-sein der Status

Quo. Historisch begründet gelten Menschen aus Osteuropa als „die Anderen“ und strukturell sowie systematisch unterdrückt. Neben Diskriminierung im Alltag, also der, die alle sog. „Ausländer“ erleben, weil sie bspw. nicht gut oder akzentfrei deutsch können, erleben Osteuropäer*innen insb., was Sexismus angeht, unterschiedliche Behandlungsarten. Frauen bzw. weiblich gelesene Menschen werden stark sexualisiert. Es gibt einen eigenen Markt für russische oder ukrainische Frauen, die sexwillig sein sollen, denn die sexuelle Unterdrückung osteuropäischer Frauen hat System. Als Ukrainer:innen im Zuge des russischen Angriffskriegs nach Deutschland flüchteten, wurden sie hier nicht nur Opfer von Menschenhandel, was generell schnell Menschen passiert, die in prekären Lebensverhältnissen stecken. Nein, selbst die Nachfragen nach ukrainischen Pornos mit Geflüchteten oder nach ukrainischen Escorts verundertfachten sich. „Wir wissen auch, dass Ukrainerinnen in Europa bereits seit vielen Jahren mit am häufigsten Opfer von Ausbeutung

wurden“, sagt der Sonderbeauftragte der OSZE zur Bekämpfung von Menschenhandel, Valiant Richey, in einem SPIEGEL-Interview. Als ich selbst letztes im Apple App Store auf der Suche nach ukrainischen Apps war, fand ich mit dem Schlagwort „Ukraine“ nicht nur Apps, die Ukrainer:innen vor russischen Raketen warnten, sondern auch explizite Apps, die darauf ausgerichtet waren, ukrainische Frauen an deutsche Männer zu vermitteln. Es wurde mit sexistischen Narrativen ukrainischer Weiblichkeit beworben und Bilder von Vyshyvanka-tragenden, durch KI geborene Frauen in Sonnen- sowie Getreidefeldern zierte die Appbeschreibung. Slawische Frauen gelten als unterwürfig, der weiße Mann kann mit ihr alles machen, sich jede Fantasie erlauben – ganz so, wie immer, blickt man auf die Geschichte. Und nicht nur Sexhandel betrifft Ukrainerinnen, auch die Leihmutterchaft ist ein Riesengeschäft. Ich werde niemals die Bilder der in einen Raum zusammengepferchten, kreischenden Babys vergessen, die in der Tagesschau ausgestrahlt

Slawische Frauen gelten als unterwürfig, der weiße Mann kann mit ihr alles machen, sich jede Fantasie erlauben – ganz so, wie immer, blickt man auf die Geschichte.



wurden, nachdem der Corona Lockdown ganz Europa stillgelegt hatte. Während Leihmutterchaft in Deutschland verboten ist, ist diese in der Ukraine ein Riesengeschäft. Frauen werden dafür bezahlt, dass sie die Kinder reicher Paare aus dem Ausland austragen, um somit ihr zumeist armutsbetroffenes Leben aufzubessern. So wird auch die Ausbeutung von Saisonarbeiter*innen, die bspw. bei der Spargel- oder Erdbeerernte helfen, beworben: Die Menschen kriegen in Deutschland mehr Geld als in ihrer Heimat, und so können sie sich, nachdem sie wochenlang in schwerer körperlicher Arbeit in der deutschen schwülen Sommerhitze geschuftet haben, das Geld mit Nachhause nehmen. Es zeigt sich immer wieder dasselbe Bild, obwohl mehrere Jahrhunderte vergangen sind: Osteuropäer:innen

werden durch äußere Umstände, nämlich Armut sowie Diskriminierung, aber auch durch prekäre Zustände, wie Flucht vor Krieg, zur Ausbeutung gezwungen. Nicht nur Menschenhandel, sondern auch die Besitznahme fremder Körper spielen dabei eine Rolle. So muss die schwangere Ukrainerin auch eine Abtreibung eines gesunden Fötus begehen, wenn das Geschlecht des auszutragenden Kindes nicht stimmt. Das ist eine enorme psychische, wie körperliche Belastung. Der Körper von ukrainischen Frauen wird durch den Blick der weiß-privilegierten stigmatisiert, gekauft, über ihn wird verfügt, und die Arbeitskraft erbeutet. An dieser Stelle ließe sich sagen, dass euch slawisch-gelesene Männer mehr Ausbeutung erfahren als weiße. Die viral gegangene Studie der Universität Siegen bezeugt,

dass Bewerber:innen auf Ausbildungsplätze mit russischem Namen eine signifikant geringere Antwortrate erhalten als deutsch-klingende Bewerber:innen, selbst dann, wenn die russischen Bewerber:innen bessere Noten haben. Im Gegenteil zu der deutschen Quote, in der männliche Bewerber etwas öfter Antworten bekommen als weibliche, werden im Vergleich russische Mädchen gegenüber den Jungen bevorzugt. Und hier muss ich auf eine Sache eingehen, die sonst der russischen Propaganda dienen könnte: Es gibt keine Russophobie, die dies erklärt – der Erklärungsansatz heißt Antislawismus. Während Menschen weltweit gegen Russland protestieren und die menschenfeindliche Politik des Kremls kritisieren, stellen sich russische Propagandisten medial als Opfer einer sog. russophoben



Diskriminierungskampagne dar. Dabei würden russische Politiker:innen niemals offen gestehen, selbst diskriminierend zu sein, da sie nicht zur systematischen Verfolgung, Inhaftierung, Folter sowie Mord an queeren Menschen, insb. schwulen Männern, stehen. Diese Politik wird durch sämtliche Gesetze getragen, die LGBT grundsätzlich als „extremistisch“ verurteilt und „internationale LGBT-Bewegungen“ als terroristisch einstuft. Und nun, um etwas aus den angestoßenen, jedoch gar nicht ausgeführten Themen, zu extrahieren, möchte ich im letzten Schritt auf Privilegien weißer Männer eingehen. Während rassifizierte Menschen allgemein gegenüber weißen benachteiligt werden, werden Männer gegenüber Frauen bevorzugt. Schwule Männer, nichtbinäre sowie alle Menschen, die die Stereotype binärgeschlechtlicher Stereotype

pe nicht reproduzieren, werden abgewertet und diskriminiert. Rassifizierte Männer werden, je nach Kontext, gegenüber weißen Frauen mehr oder weniger diskriminiert. Ein Neo-Nazi würde bspw. aufgrund von rassistischer Ideologie einen männlichen Ukrainer oder Rusländer gegenüber einer von ihm als deutsch gelesenen Cis-Frau abwerten. Ähnlich wie der rassistisch begründete Antisemitismus eine Konversion jüdischer Menschen in eine andere Religion nicht vor Antisemitismus sicher macht, weil die pseudowissenschaftliche Eugenik ihre Diskriminierung begründet, können auch antislawistisch diskriminierte Menschen sich nicht frei von ihrer Abwertung machen, indem sie sich eindeutschen. Das traurigste Schicksal erfahren in diesem Zusammenhang Russlanddeutsche: Denn diese wurden, vor Allem zu Zeiten Katharina II. sowie unter

Alexander I. als Siedler und landwirtschaftliche Arbeiter angeworben, nie vollständig akzeptierter Teil der russischen Gesellschaft. In Russland angekommen wurde ihnen Arbeit und Wohnort zugeteilt, denn das Ziel war das Wirtschaftswachstum des russischen Kaiserreichs. Unter Alexander II. erhielten Russlanddeutsche Privilegien, die die ethnischen Russen nicht bekamen, doch im Zuge der Industrialisierung und der panslawischen Bewegung wuchs die Diskriminierung. Russlanddeutsche waren innerhalb Russlands immer die Anderen, die Angesiedelten, die Ausgebeuteten. In der Sowjetunion wurden sie unter Lenin zur Zwangsarbeit gezwungen und starben durch seine Wirtschaftsreformen zu hunderttausend den Hungertod. Im Zweiten Weltkrieg galten die Russlanddeutschen als „innerer Feind“ und litten unter starken Repressionen. Unter Einmarsch der Nazis wurden sie aus rassepolitischen Gründen umgesiedelt. In der UdSSR gab es wieder ethnisch motivierte Deportationen – und in den 90ern sollte diese lange Leidensgeschichte mit der Einwanderung in die uralte Heimat Deutschland enden. Doch auch hier sind Russlanddeutsche wieder die Anderen, und leiden unter demselben Rassismus wie ihre einstigen Unterdrückter. Die Frage nach Privilegien ist komplex und kontextuell unterschiedlich. Ich wollte mit diesem Text einen Einblick in den Diskurs alljener geben, die aufgrund ihrer Hautfarbe als nicht-migrantisch gelesen werden können, so wie ich, jedoch aufgrund der Familienhistorie und im Falle von Ukrainerinnen aufgrund des Geschlechts definitiv sagen können: Wir sind nicht privilegierte weiße. ▲

Von der wirtschaftlichen Not in den deutschen Supermarkt zur gastronomischen Hoffnung und wieder zurück

Text: Georgios Kyparissoudis
Foto: Unsplash



In den vergangenen Jahren stellte ich meinem Vater immer wieder Fragen über seine Erfahrungen als Gastarbeiter in den 1970er Jahren in Deutschland. Die Gespräche verliefen meist oberflächlich, und oft hatte ich das Gefühl, dass er vieles beschönigte. Arbeitsbedingungen besser dargestellt werden als sie waren und Rassismuserfahrungen zurückgedrängt oder kleingeredet werden.

Meine Mutter unterstützte mich dabei, da sie selbst vieles beantworten konnte und meinen Vater ergänzte oder korrigierte. Nachdem es zunächst ähnlich lief wie in vergangenen Gesprächen, öffnete er sich nach einigen Fragen zunehmend. Er erweckte auf mich nun den Eindruck, dass es ihm gar guttat, endlich über diese Themen zu reden. Er sprach über die Probleme der Vergangenheit: über Armut, Beleidigungen und Rassismus, über harte, lange und menschenverachtend schlecht bezahlte Arbeit im deutschen Supermarkt. Auch über die Hoffnung auf finanzielle Rettung in der Gastronomie – und den damit verbundenen Wunsch einer vorzeitigen Rückkehr nach Griechenland. Ein Plan, der zunächst aufzugehen schien, jedoch mit Risiken verbunden war und allen voran aufgrund fehlender Bildung sowie dem - in der

Gastronomie stetig zur Verfügung stehenden - Alkohol, doch scheiterte und sein Leben sowie das der Familie jahrelang erschweren sollte. Dazu später mehr.

Mein Vater stammt aus der bis heute strukturschwachen ländlichen Gegend Thrakiens in Nordgriechenland. Die Reise begann bereits in den 1960er Jahren. Mein Vater - noch ein Kleinkind -, wurde durch seine Eltern, die ebenfalls als Gastarbeiter:innen nach Deutschland zogen, dem Adoptivopa überlassen. Den leiblichen Großvater, der 1922 aus Saranta Ekklisies (heutiges Kırklareli im türkischen Teil Thrakiens) vertrieben wurde, lernte er nie kennen. Der leibliche Opa - die leibliche Oma war zwischenzeitlich verstorben -, gab die Kinder auf Grund von Armut und fehlen-

der Möglichkeiten diese zu ernähren zur Adoption frei. Kinder dieser Flüchtlinge, wie es mein Vater war, wurden im damaligen Griechenland herablassend beleidigt. Zudem scherte sich der Adoptivopa, ein autokratischer Typ, nur wenig darum, dass mein Vater Bildung und somit eine Perspektive erhält. Vielmehr wollte er, dass er auf dem Land arbeitet.

Nachdem er zumindest die Grundschule absolvierte und drei Jahre in der Oberstufe verbrachte, brach er die Schule ab und zog 1973 für ein wenig erfolgreiches Jahr an eine Berufsschule nach Thessaloniki. Die dortigen Lehrer waren Unterstützer der damaligen Militärdiktatur, was sich entsprechend negativ auf die Schüler:innen auswirkte. Im Sommer 1974 folgte er seinen Eltern als Gastarbeiter nach Deutschland. Angekommen in Göttingen, nahm er schnell seine erste Arbeit in einem deutschen Supermarkt auf. Eine staatliche Unterstützung zur Integration in die deutsche Gesellschaft bestand nicht. Staatlich organisierte Sprachkurse wurden damals nicht angeboten. Relevant war einzig und allein die Arbeits-

kraft des Gastarbeiters. Mein Vater war erst 16 Jahre alt, als er die Arbeit in dem Supermarkt aufnahm und dort vier Jahre lang arbeitete. In dem Supermarkt war er für die Obst-, Gemüse- und Getränkeabteilung zuständig. Entsprechend schwer musste er täglich schleppen. Besonders schwer war auch die regelmäßige Arbeit im Gefrierraum - ohne Schutzausstattung. Nicht einmal Handschuhe war er als Gastarbeiter wert.

Wert war er nur um die 370 DM im Monat. Später maximal 100 DM zusätzlich. Arbeitszeiten? 6 bis 19 oder 20 Uhr. Sechs Tage die Woche. Selbst für einen Gastarbeiter der 70er Jahre klingt der Lohn für die geleisteten Arbeitsstunden extrem niedrig. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass die Beschäftigung vermutlich nie offiziell war, denn er war erst 16 Jahre alt. Auch wenn ein Supermarkt keine Fabrik oder dreckige Industrie ist, war die Arbeit für meinen Vater dennoch hart und ausbeuterisch. Besonders die körperlichen Belastungen, - das ständige Schleppen und die Arbeit im Gefrierraum ohne Schutzausstattung -, prägten seinen Alltag. Im Supermarkt erfolgte die harte Arbeit primär durch die dortigen Gastarbeiter:innen. Zusätzlich gab es den für Gastarbeiter:innen gewöhnlichen Rassismus zu spüren. „Kanaken“, „Scheiß Ausländer“, „Geht dahin, wo ihr hergekommen seid“, „Ihr nehmt uns die Arbeit weg“, „Was wollt ihr hier?“ oder „Ausländer raus“ waren einige der typischen Phrasen. Durch

meinen Vater werden diese Erfahrungen als „damals normal“ heruntergespielt. Hinzu kam, dass sich die Gastarbeiter:innen auf Grund der Sprachbarriere nicht verbal wehren konnten. Als Ersatz für eine verbale Auseinandersetzung, führte Männlichkeit jedoch nicht selten zu physischen Auseinandersetzungen.

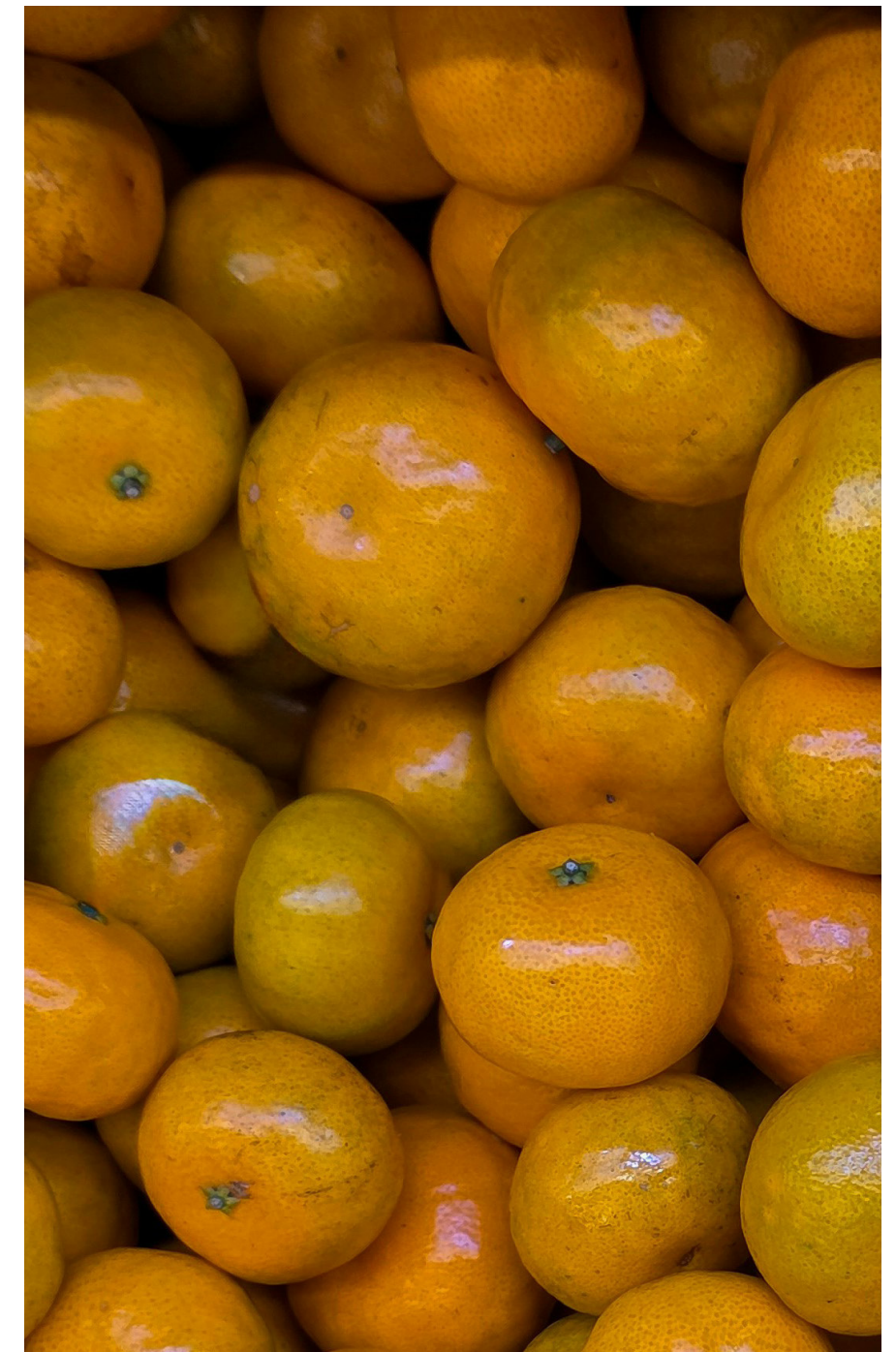
Das nächste Kapitel begann Anfang der 1980er Jahre, als sich meine Eltern kennenlernten. Erste Berührungen mit der körperlich anstrengenden Arbeit in der Gastronomie hatte mein Vater ab 1981, als er im Restaurant seiner großen Schwester für zwei Jahre arbeitete. Wie leider nicht selten in der Gastronomie, kam er hier auch häufiger in Kontakt mit dem Alkohol. Wenn etwas in der Gastronomie stets verfügbar ist, dann ist es der Alkohol.

Ab 1983 begann der gemeinsame Weg - oder auch die Odyssee - meiner Eltern. Alles begann mit einem Schnellimbiss im beschaulichen Bad Gandersheim. Die Arbeit in der Gastronomie zeigte schnell auf, dass eine Selbständigkeit extreme Züge

annehmen kann. Bis auf einen üblichen Ruhetag unter der Woche, wurde täglich zwölf bis vierzehn Stunden gearbeitet. Dazu kamen der Einkauf, Vorbereitungen und andere Zusatzarbeiten -, Arbeiten die dem Gast verborgen blieben. Bereits nach einem halben Jahr verkauften sie den Imbiss und zogen weiter nach Uslar in Südniedersachsen, wo sie ein Restaurant übernahmen.

Zwischenzeitlich brachen bei meinem Vater erste chronische Krankheiten wie Morbus Bechterew aus, welche sich u.a. in starken Rückenschmerzen äußerten. Viel Zeit hiergegen vorzugehen, blieb in der Selbständigkeit nicht, sodass sich die Krankheit im Laufe der Zeit weiter verschlechterte. Das Restaurant stellte sich zunächst als Erfolg heraus. Erfolg der mit unzählbaren Stunden Arbeit gezahlt wurde. So war es üblich, dass sich die Arbeit von morgens 10:00 bis in die Nacht um 02:00 Uhr streckte. Später, Anfang der 1990er Jahre, eröffneten sie ein Bistro in der gleichen Straße. Die Arbeitszeiten blieben ähnlich. Der Wunsch der Rückkehr nach Griechenland ebenso. Gearbeitet wurde derart, dass es auch zu einem Kreislaufkollaps meines Vaters kam. Zugleich führten fehlende Bildung, wirtschaftliches

Wissen, - vielleicht auch ein wenig Naivität -, der Griff zur Flasche und das Eingehen von finanziellem Risiko zur Schaffung zukünftiger Probleme für die gesamte Familie, was sich zugleich auf die innerfamiliäre Beziehung auswirkte. Generell ließ die hohe Arbeitslast nicht viel Investition in die Familie zu. Wie bei vielen migrantischen Familien waren auch bei uns gemeinsame Urlaube selbst zu wirtschaftlich guten Zeiten kaum bis gar nicht realisierbar. Jahrzehntelanges schufteten endete so Mitte der 2000er Jahre dort, wo es einst begann, in der wirtschaftlichen Not und dem Gesamtverlust des aufgebauten Eigentums. Der Traum der Rückkehr war endgültig geplatzt. Mein Vater – körperlich auf Grund von verschiedenen Krankheiten in keinem besonders guten gesundheitlichen Zustand – kann nunmehr nur noch einem Minijob als Reinigungskraft für eine Bank nachgehen. Für eine Institution, an die das Eigentum einst verloren ging - ein Paradoxon



am Ende der Reise als Gastarbeiter. Die Erlebnisse des Arbeitslebens, die ihn bis heute verfolgen und weiterhin zu Selbstvorwürfen führen sowie seine Ehe und seine eigene Psyche belasteten und belasten, scheinen ein stetiger Begleiter zu bleiben.

Wenn Stärke auch Schwäche zulässt

Text: Hewan Kamal
Fotos: Unsplash

Die mentale Gesundheit des einzelnen Mannes rückt zunehmend in das öffentliche Bewusstsein und wird zum wichtigen Forschungsthema in den Disziplinen Psychologie, Soziologie und Medizin. Doch trotz steigender Sichtbarkeit bleibt das Thema häufig im Schatten. Rollenerwartungen, Tabus und unzureichende Hilfsangebote sind entscheidende Stellschrauben – und genau hier setzt die Suche nach passenden Unterstützungsformen an.



Eine kleine Definitionsreise

Mentale Gesundheit, im Englischen oft als „mental health“ oder „well-being“ bezeichnet, umfasst weit mehr als die Abwesenheit psychischer Erkrankungen. Bereits Aristoteles lieferte mit seinem Konzept der eudaimonia einen ersten Impuls dafür, was seelisches Wohlbefinden ausmacht und wie wir es fördern können¹. Die Weltgesundheitsorganisation definiert mentale Gesundheit als „Zustand des psychischen Wohlbefindens, der es Menschen ermöglicht, mit den Belastungen des Lebens zurechtzukommen, ihre Fähigkeiten voll zu entfalten, gut zu lernen und zu arbeiten sowie einen Beitrag zur Gemeinschaft zu leisten“².

Ethnie, Bildungs- und ökonomischer Status, sexuelle Orientierung sowie die soziale Umgebung beeinflussen, welche Form von „Männlichkeit“ jeweils konstruiert wird und welche damit verbundenen Gesundheitsrisiken entstehen³.

Auch im Bereich der seelischen Gesundheit halten sich weiterhin klassische Rollenklischees: Frauen gelten als sensibel und emotional, Männer als rationale Akteure. Zeigt ein Mann seine gefühlbetonte Seite – etwa indem er Traurigkeit oder Tränen offenbart – wird das schnell als untypisch männlich abgestempelt. Aber wie sieht die Realität aus? Sind Männer wirklich seltener von psychischen Störungen betroffen?

Hilfesuche gilt in vielen sozialen Gruppen als Zeichen von Schwäche und Widerspruch zu traditionellen Maskulinitätsnormen. Deshalb vermeiden Männer Gefühle von Ohnmacht oder Bedürftigkeit, um weiterhin als „maskulin genug“ wahrgenommen zu werden.

Psychische Störungen sind global verbreitet⁴; in Deutschland erlebt jährlich etwa jeder dritte Erwachsene eine solche Erkrankung⁵. Männer werden seltener diagnostiziert⁶, leiden jedoch häufiger an Sucht⁷, früher Schizophrenie⁸, Essstörungen⁹, ADHS¹⁰ und Suizidversuchen¹¹, was darauf hinweist, dass sie ihre seelischen Nöte oft allein bewältigen. Jährlich nehmen sich rund 9 000 Menschen das Leben, drei Viertel davon Männer¹¹, meist im Kontext psychischer Erkrankungen wie Depression. Bei Männern zeigt sich eine Depression neben Niedergeschlagenheit und Antriebsmangel stärker durch Gereiztheit, Impulsivität und Aggression; geringe Stresstoleranz kann Wutausbrüche und antisoziale Züge begünstigen¹².

Warum ist Moses 40 Jahre durch die Wüste gewandert?

– Weil er nicht nach dem Weg fragte.

Was einst wie ein schlechter Witz klang, ist heute bittere Realität: Männer zögern, Hilfe anzunehmen – selbst wenn sie zur Verfügung stünde. Epidemiologische Daten belegen, dass sie deutlich seltener Vorsorgeuntersuchungen wahrnehmen und gesundheitsrelevante Angebote nutzen³.

Hilfesuche gilt in vielen sozialen Gruppen als Zeichen von Schwäche und Widerspruch zu traditionellen Maskulinitätsnormen. Deshalb vermeiden Männer Gefühle von Ohnmacht oder Bedürftigkeit, um weiterhin als „maskulin genug“ wahrgenommen zu werden. Internalisierte Normen und externer Druck lassen Hilfesuche als Kontroll- und Autonomieverlust erscheinen: Der ideale Mann soll alle Lebenshürden eigenständig meistern. Wer doch Unterstützung sucht, bestätigt nach diesen Vorstellungen nur negative Selbst- und Fremdbilder¹³. Schon als Jungen werden Männer darauf konditioniert, Warnsignale körperlicher und psychischer Art anders wahrzunehmen und seltener zu kommunizieren¹.

Auch das Gesundheitssystem und andere Institutionen reproduzieren traditionelle Männlichkeitsbilder. Eine eigene Recherche zeigt, dass die fünf größten deutschen Städte im Schnitt dreimal so viele frauenspezifische als männerspezifische Beratungsstellen bieten – ohne Angebote wie Frauenhäuser oder gemischtgeschlechtliche Träger zu zählen.

Diese Mechanismen stabilisieren bestehende Geschlechternormen und erschweren das frühzeitige Erkennen sowie die Behandlung von psychischen Erkrankungen.



Der Funke in der Dunkelheit: Zwischenmenschliche Begegnung und psychische Heilung

Der Philosoph Martin Buber entwickelt in seinem Werk Ich und Du Grundgedanken zur zwischenmenschlichen Existenz. Er plädiert für eine vollkommene und präsente Begegnung zwischen Menschen durch einen empathischen und echten Dialog, ohne den Gegenüber zu instrumentalisieren. Der Mensch existiert nur in einem sozialen Kontext und ist für sein persönliches Wachstum auf das Feedback des Gegenübers angewiesen. Es liegt in der Natur des Menschen, in schwie-

rigen Lebensphasen nach einer helfenden Hand zu greifen und diese anzunehmen. Viele Menschen mit psychischer Belastung haben jedoch das Gefühl, allein dazustehen und die Treppen der Heilung eigenständig erklimmen zu müssen. Dabei ist es sehr wahrscheinlich, dass viele Mitmenschen die Veränderungen wahrnehmen und unterstützen würden. Ein erster großer Schritt besteht darin, Schwächen als Stärken zu betrachten und trotz tiefsitzender Glaubenssätze um Unterstützung zu bitten. Wie bereits erwähnt, fällt das soziale Feedback jedoch nicht immer positiv aus. In diesem Fall hilft es, sich an den Hausarzt oder eine Beratungsstelle zu wenden.

Die Harvard Grant Study verfolgte rund 268 ursprünglich männliche Harvard-Studierende über ihr ganzes Leben hinweg. Ziel war es, Faktoren zu identifizieren, die langfristig Gesundheit und Glück fördern. Die Ergebnisse zeigten, dass stabile, unterstützende Beziehungen – zu Partner:innen, Freund:innen und Familie – der stärkste Prädiktor für physisches Wohlbefinden, geistige Fitness und Lebenszufriedenheit im Alter ist. Auch Hoffnung, Lebensfreude, Dankbarkeit, Liebe und Neugier gehören zu den stärksten Prädiktoren für Lebenszufriedenheit, während Bescheidenheit sowie Schönheitssinn, Kreativität, Urteilsvermögen und Lernfreude nur schwach mit

mentaler Gesundheit korrelieren¹. Eigenständig kann man bei akuten Problemen einige Bewältigungsstrategien ausprobieren, doch bei länger anhaltenden Beschwerden sollte immer ein Spezialist hinzugezogen werden. Entspannungsübungen wie Atemtechniken und kurze Meditationen helfen dabei, innere Ruhe wiederherzustellen – besonders bei akuten Angstgefühlen. Regelmäßige Bewegung an der frischen Luft oder Sport regt die Ausschüttung stimmungsaufhellender Endorphine an und kann den Kopf freimachen.



Quellenverzeichnis:



**Entweder
männlich
oder
emotional!**



Wir leben im 21. Jahrhundert und erleben tagtäglich den Fortschritt um uns herum, sei es in der Technologie oder auch in anderen Lebensbereichen, aber was den gesellschaftlichen Fortschritt angeht, liegen wir meiner Meinung nach noch einige Jahrzehnte in der Vergangenheit zurück. Beispielsweise wenn es um ‚Männlichkeit und Gefühle‘ geht. Heutzutage gibt es wenige bis kaum Themen bei denen man sich einig ist, aber bei einem scheinen sich die Gesellschaften vom Orient bis zum Okzident geeinigt haben: „(Echte) Männer zeigen keine Gefühle“ – was auch immer mit „Echte Männer“ gemeint ist.

Das Bild vom starken Mann begegnet uns in genderspezifischen Werbeslots. Beispielsweise Duschgel-Werbung, wo Produkte für das männliche Geschlecht mit Adjektiven wie „stark“, „cool“ und „männlich“ beschrieben sind, hingegen Produkte für das weibliche Geschlecht vom selben Hersteller eher als „weich“ und „sanft“ dargestellt werden. Ist das ein Zufall? Nein, natürlich nicht. Zu diesem Thema gibt es auch einige Studien. Abgesehen von der Werbung, die uns überall begegnet, fängt es schon in der Kindheit an, dass ein bestimmtes Bild vom „Männlich-sein“ an Kinder weitervermittelt wird. Sobald ein kleiner Junge es wagt aus welchem Grund auch immer zu weinen, dann kommt aus irgendeiner Ecke die folgende Aufforderung: „Weine nicht, denn du bist ein starker Junge“. Was lernt das Kind hier? Gefühle zeigen ist nicht für starke Jungs – und wer will schon nicht stark sein? Also gilt für den Jungen ab dem Moment: Wehe ich zeige irgendeine Spur von Gefühlen.



Abgesehen davon, dass das Zeigen von Emotionen mit Schwäche gleichgesetzt wird, kommt oft hinzu, dass dies mit dem weiblichen Geschlecht in Verbindung gebracht wird und zwar in negativer Konnotation. Aus diesem Grund muss sich eine Frau bis heute Sprüche anhören wie „Du bist doch zu emotional.“ oder „Sei mal nicht so emotional“. Ich verstehe die Logik hinter solchem Verhalten nicht, vielleicht, weil es keine dahinter gibt? Wenn ich in der Kindheit solche Aufforderungen mitbekommen habe, war mir zwar nicht klar wie problematisch diese sind, aber ich fühlte, dass etwas nicht stimmt. „Warum?“ habe ich mich immer im Stillen gefragt. Emotionen zu zeigen, sollte doch nicht einem Geschlecht zugeordnet werden, denn es ist etwas Menschliches.

Ich komme aus einer kurdischen Familie und gehöre zu den Einwanderern der ersten Generation. In unserer Familie war es immer schon selbstverständlich, dass auch Männer ihre Gefühle zeigen ohne, dass dies als Bedrohung für ihre Männlichkeit gesehen wird. So war es keine Seltenheit, dass ich erlebt habe wie mein Vater gerührt und mit Tränen in den Augen vor dem Fernseher saß, während einer emotional geladenen Szene. Mir ist aber durchaus bewusst, dass nicht jedes Kind solche Erfahrungen miterleben durfte, denn wir leben (leider) in einer Welt, in der Männer nur stark sein müssen und am besten auch keine Emotionen zeigen, denn das ist nicht „männlich“ und passt nicht ins Bild bzw.

die Illusion der Männlichkeit.

Falls ich mit meinen bisherigen Worte einige immer noch nicht davon überzeugen konnte, dass Emotionen zeigen unabhängig vom Geschlecht wichtig und notwendig ist, kommt jetzt ein Aspekt aus der Wissenschaft. Sigmund Freud, der Vater der Psychoanalyse, hatte bereits eine Theorie, die besagt, dass das Verdrängen von Gefühlen als eine Art Abwehrmechanismus gesundheitsschädlich ist. Freud könnte man für einige seiner Überzeugungen kritisieren, vor allem was seine konservative Haltung Frauen gegenüber angeht, aber, wenn es um die vorher erwähnte Theorie geht, stellte es sich heraus, dass er Recht hat. Denn diese wurde im Jahr 2012 von Psy-

chologen der Universität Jena wissenschaftlich bewiesen.

In diesem Beitrag geht es mir nicht darum die Schuld alleine den Männern zu geben, dass sie ihre Gefühle nicht (genug) zeigen, denn die meisten versuchen nur den unsichtbaren Regeln, die die Gesellschaft vorschreibt, zu folgen. Es liegt daher in der Verantwortung von jedem einzelnen Individuum der Gesellschaft ein Bewusstsein hierfür zu schaffen und dies beginnt bereits in der Erziehung. Ich wünsche mir eine Welt in der alle Menschen, abhängig davon welchem Geschlecht sie sich zugehörig fühlen, ihre Gefühle ohne Angst vor Vorurteilen zeigen können, denn diese sind, was uns Menschen ausmacht.



Es war spät in der Nacht, als mir dieser Satz wieder einfiel. Ich hatte ihn vor Jahren irgendwo gelesen, vielleicht in einem Buch, vielleicht im Internet- ich weiß es nicht mehr.

„Das Herz einer Frau ist wie eine Gebärmutter – es kann belastet, gestresst, überfüllt sein, und trotzdem sich weiten, um Platz zu schaffen für Tausende, die es liebt.“

Ich lag wach, mein Handy leuchtete neben mir, aber ich war zu müde, um zu scrollen. Nicht müde vom Tag, sondern vom Denken. Warum mir dieser Satz gerade jetzt wiederkam? Ich weiß es nicht.

Vielleicht, weil ich mich wieder einmal gefragt habe, warum Männer so anders scheinen. Oder ob sie das überhaupt sind?

Ein Herz wie eine Gebärmutter



Ich denke an mich. An die Liebe, die ich in mir trage. An das ständige Geben, an das offene Herz, das sich auch dann noch ausstreckt, wenn längst keiner mehr zurückreicht. Ich denke an die Worte meines Dozenten. Er sagte: „Männer sind ruhiger. Sie fühlen langsamer. Später. Weniger tief.“ Alle nickten. Ich nicht. Denn ich weiß nicht, ob das wahr ist. Ich weiß nur, was ich erlebt habe. Ich erinnere mich an die wenigen Männer, die ich kenne. Einer davon mochte Kontrolle. Nicht liebevoll, nicht fürsorglich – sondern besitzergreifend. Er wusste nicht, wie man liebt, aber er wusste genau, wie man Macht ausübt. Nur die wenigen zeigten ein Herz. Und doch frage ich mich immer noch: Fühlt ihr gar nichts? Oder nur heimlich? Ich stelle mir einen Mann vor, der nachts auf dem Balkon steht, mit einer Zigarette in der Hand, und tief fühlt – aber schweigt. Nicht, weil er nichts empfindet, sondern weil niemand ihm beigebracht hat, wie man über das Schöne spricht: über Emotionen. Ich will nicht alle in einen Topf werfen. Ich hoffe auf den Einen, der lacht, wenn ein Kind ihn anlächelt. Der mit seinem besten Freund nicht nur über Fußball redet, sondern auch über Herzschmerz und Verletzlichkeit. Wenn du so ein Mann bist, dann zeig es. Nicht mir. Zeig es den Frauen in deinem Leben. Deiner Mutter. Deiner Schwester. Deiner Freundin. Zeig ihnen, dass auch du ein Herz hast, das weit ist. Und vielleicht, wenn du ganz ehrlich bist, dann findest du in deinem Inneren auch einen Raum, der dem einer Gebärmutter gleicht. Voller Geduld. Voller Wärme. Voller Platz für Tausende.

Interview mit Rex Osa: „Flucht verändert viel – aber sie befreit nicht automatisch vom Patriarchat“

Es ist spät am Vormittag. Ich treffe Rex Osa über Zoom. In seiner Küche köchelt das Mittagessen. Während er umrührt, lächelt er in die Kamera – ruhig, präsent, ein Mann zwischen Alltag und Aktivismus. Hin und wieder stockt die Internetverbindung, doch die kurzen Pausen wirken fast symbolisch: Zeit, um seine Worte nachhallen zu lassen. In unserem Gespräch spricht Rex über Flucht, Männlichkeit und Verantwortung – über Kämpfe, die weit über Grenzen hinausreichen, und über den Mut, sich selbst und die eigene Geschichte neu zu denken.

ÇİYA: Rex, vielen Dank, dass du dir Zeit für dieses Gespräch nimmst. Du bist in vielen Projekten aktiv, die sich für die Rechte geflüchteter Menschen einsetzen. Kannst du uns kurz erzählen, was du machst?

Rex: Ich bin Rex Osa, Flüchtlingsaktivist und Mitbegründer von Refugees4Refugees e. V.. Mein Engagement entstand aus meiner eigenen Erfahrung: Mein Asylverfahren war lang und schwierig, und ich habe gelernt, dass Rechte kein Geschenk sind; man muss für sie kämpfen.

Wir beraten Geflüchtete, hören zu und unterstützen spontan, wo Hilfe gebraucht wird. Was uns besonders macht, ist, dass wir die Menschen suchen und sie direkt empowern. Unser Wissen stammt aus eigener Erfahrung. Das ist unser „Beratungskapital“.

Mit Refugees4Refugees kommen wir mit Geflüchteten in Kontakt, teilen ihnen unsere Erfahrung, dokumentieren Situationen und Wissen und unterstützen bei der Selbstorganisation. Besonders wichtig ist mir die kritische Sichtbarmachung der Realität der Migrationspolitik in den Herkunftsländern der Geflüchteten, weshalb wir den „Migration Information Point“ (MIP) in Nigeria gegründet haben, der über Fluchtursachen, Asyl und Abschiebung aufklärt. Außerdem bin ich ein Mitarbeiter beim Flüchtlingsrat Baden-Württemberg.

Mit der Kampagne „Break Isolation“ wollten wir die Isolation in Heimen durchbrechen, Begegnungen fördern und Geflüchtete ermutigen, ihre Stimme zu erheben. Außerdem machen wir Fluchtursachen sichtbar und zeigen, welche Verantwortung internationale Konzerne und Waffenfirmen tragen. Mein Ziel: Geflüchtete sollen nicht nur als Opfer gesehen werden, sondern als aktive Gestalter einer gerechteren Gesellschaft.

ÇİYA: Rex, du hast von Fluchtursachen gesprochen.

Männer fliehen häufiger als Frauen. Woran liegt das?

Rex: Kriege und Flucht zeigen das patriarchale System sehr deutlich. Männer sind in vielen Gesellschaften freier, verfügen über mehr Kontakte, Ressourcen und Informationszugang. Obwohl in Nigeria viele Frauen und zivile Orga-

nisationen die patriarchalen Strukturen sichtbar machen und bekämpfen, die in der Gesellschaft auch tief verwurzelt sind, ist die Befreiung vom Patriarchat ein langer Prozess.

Das Patriarchat lehrt, dass Männer für die Familie verantwortlich sind – sie sollen Schutz und Versorgung garantieren. Diese gesellschaftliche Erwartung zwingt viele Männer, zu fliehen, um ihre Familie zu „retten“. Auch die Fluchtwege selbst sind patriarchalisch gestaltet: gefährlich, unsicher und oft nur für Männer zugänglich. Frauen und Kinder wären diesen Routen – der Balkanroute, dem Mittelmeer, der Polizeigewalt – kaum gewachsen.

ÇİYA: Flucht bedeutet auch Verlust. Was erleben die Menschen, die hier ankommen?

Rex: Verlust bleibt Verlust – egal, wie man ihn betrachtet. Männer bringen ihre patriarchalische Prägung mit und fühlen sich weiterhin verantwortlich für ihre Familien. Gleichzeitig kommen neue Herausforderungen hinzu: Sprache, Gesetze, soziale Orientierung. Der Druck ist groß und die Erwartungen lauten oft: „Du bist jetzt in Europa, du musst die Zukunft der Familie sichern.“ oder „Du musst dich nun integrieren.“

Doch die Realität sieht anders aus. Viele Männer verlieren hier ihren Status. Ich erlebe Fälle, in denen Kinder für ihre Eltern dolmetschen müssen – manchmal sind sie sieben Jahre alt. Die Väter sind plötzlich auf ihre Kinder angewiesen, was viele als Entmachtung erleben. Manche sehen das als natürlichen Rollenwechsel, andere als tiefen Verlust. In beiden Fällen verändert das die Familie. Kinder übernehmen Verantwortung, bevor sie erwachsen sind – das hinterlässt Spuren. Und tragischerweise erleben wir auch, dass manche dieser Kinder später abgeschoben werden.

ÇİYA: Gibt es Sensibilisierungsarbeit innerhalb der geflüchteten Communities?

Rex: Ja, aber sie steht noch am Anfang. Viele staatliche Integrationsmaßnahmen verstärken patriarchalische Strukturen, statt sie abzubauen. Männer bekommen Sprachkurse und Zugang zu



Arbeitsförderung, während Frauen oft auf Koch- oder Bastelangebote reduziert werden. Auch wenn manche Programme offiziell für alle offen sind, sind sie oft in ihrer Struktur geschlechtsspezifisch und sind meistens für Männer gemacht. Das Patriarchat existiert nicht nur in Nigeria – auch hier in Deutschland. Nur ist es hier professioneller verpackt. In unserer Arbeit versuchen wir, alternative Räume zu schaffen: „Safe Spaces“, in denen Frauen über genderspezifische Erfahrungen sprechen können. Wenn Frauen erkennen, dass sie ähnliche Erfahrungen teilen, fühlen sie sich nicht mehr allein. Solche Räume brechen patriarchale Denkmuster und stärken das Selbstbewusstsein der Frauen.

ÇİYA: *Wie sieht das in der Beratung konkret aus?*

Rex: Beratung bedeutet Vertrauen – und das aufzubauen ist schwierig. Viele Geflüchtete sind orientierungslos und misstrauisch. Männer tun sich schwer, über Emotionen oder Schwäche zu sprechen. Frauen wiederum können nicht alles in Gegenwart der Männer erzählen. Deshalb brauchen wir mehr weibliches Personal und geschützte Räume.

Ich arbeite seit Jahren an Vertrauensbildung. In der Beratung bin ich für manche Frauen wie ein Bruder, ein Freund oder manchmal sogar eine „Frau“. Wenn Vertrauen da ist, verschwinden viele Barrieren. Eine Frau, die gute Erfahrungen macht, erzählt es weiter – so entsteht eine Atmosphäre der Offenheit und gegenseitigen Unterstützung.

ÇİYA: *Und wie reagieren Männer auf eure Angebote?*

Rex: Männer kommen seltener, oft erst nach langem Zögern. Manche glauben: „Was soll mir ein anderer geflüchteter Mann schon helfen?“ Menschen glauben Institutionen wie Caritas oder Diakone mehr als unsere Organisation, obwohl solche Institutionen Menschen zu uns schicken. Doch wenn sie Vertrauen fassen, verstehen sie, dass Beratung keine Schwäche ist. Ich erkläre ihnen, dass es nicht reicht, sich zu beschweren – man muss lernen, Strategien zu entwickeln, um Probleme zu lösen.

Ich arbeite mit Ehrlichkeit und manchmal auch mit einer kleinen Schockstrategie. Als jemand, der selbst aus der Community kommt, darf ich das. Ich sage den Männern: Wenn ihr euch mir gegenüber nicht öffnet und mich vertraut, verändert sich eure aktuelle Situation nicht.

Die Mehrheitsgesellschaft sieht das Patriarchat oft nur bei „geflüchteten Männern“, aber das ist zu einfach. Das Patriarchat ist überall – nur in unterschiedlichen Formen. Ich selbst komme aus einer patriarchalischen Familie, aber ich habe gelernt, diese Strukturen zu hinterfragen. Die Flucht hat mir eine neue Chance gegeben, diesen Kampf fortzuführen. Doch der Weg zur Veränderung ist lang – und er braucht Geduld.

ÇİYA: *Sollte es mehr Räume geben, um über Männlichkeitsbilder zu sprechen?*

Rex: Ja, das ist wichtig – aber auch heikel. Solche Angebote können leicht als Angriff verstanden werden, als „Krieg gegen Männer“. Deshalb sollten wir vorsichtig und sensibel vorgehen. Besonders in Unterkünften könnte das zu Konflikten führen. Wir wollen keine Spaltung innerhalb der Familie, sondern Wege, gemeinsam patriarchale Muster zu überwinden.

Wir fördern daher Netzwerke, in denen Frauen sich austauschen, informieren und gegenseitig stärken. 2014 haben wir in Stuttgart ein Frauennetzwerk gegründet. Frauen trafen sich regelmäßig, während einige männliche Mitarbeiter auf die Kinder aufpassten – das war für viele ein Lernprozess. In den Treffen haben wir festgestellt, dass viele Frauen nicht einmal das Wissen hatten, dass sie die sog. Familienkarte bekommen können, die Zugang zu Kultur- und Stadtleben ermöglicht. Das zeigt, wie wichtig Information und Aufklärung sind.

ÇİYA: *Was wünschst du dir von Politik, Gesellschaft und den Communities der Geflüchteten selbst?*

Rex: Ich wünsche mir mehr Dialog, weniger Schuldzuweisungen und dafür mehr gemeinsame Strategie zur Bekämpfung des Patriarchats. Wir müssen miteinander reden – in einer entspannten Atmosphäre und in verschiedenen Sprachen. Nur so können patriarchale Muster erkannt und aufgebrochen werden.

Patriarchat zu überwinden ist keine kurzfristige Aufgabe. Es braucht Geduld, Bildung, Austausch und die Bereitschaft, zuzuhören. Veränderung beginnt in kleinen Schritten – in den Familien, in den Unterkünften, in den Gesprächen, die wir heute führen.

ÇİYA: *Vielen Dank für das Gespräch.*

Rex: Sehr gerne. Danke euch.

„Liebe“ voller Hass

Text: Dunia Haidar

Fotos: Unsplash

Kennst du das? Dieses Wort, das uns unser ganzes Leben lang begleitet – „Männlichkeit“. Doch wer hat uns je wirklich erklärt, was es bedeutet, ein Mann zu sein? Seit frühester Kindheit sind wir geprägt von Bildern, Geschichten und Serien, die uns einbilden, dass ein „echter Mann“ laut und aggressiv sein muss, schreien und vielleicht sogar schlagen kann. Und wenn er einen anderen Mann beleidigen will? Dann nennt er ihn „Frau“ – als wäre das Wort selbst eine Beleidigung, eine Abwertung, eine Demütigung. So sind wir aufgewachsen, mit Vorstellungen, die uns nicht gehören, mit falschen Lehren, die uns eingeredet haben, Männlichkeit sei Herrschaft, Macht oder Vervollständigung unseres Wesens. Der Mann sei der Befehlshaber, der Herrscher und derjenige, dessen Wort gilt und vor dem alle zittern. Jede:r und vor allem die Frau soll nach seiner Pfeife tanzen; jede:r soll sich fügen. Die Mütter erzählten nachts Geschichten, in denen Männlichkeitsbilder als Ideale erscheinen. Sie seien die Helden auf weißen Pferden, die die Frauen befreien wollen. Doch in der Realität gleicht diese vermeintliche Befreiung oft nur einer neuen Form der Versklavung, einer Unterdrückung, die im Gewand der „Stärke“ daherkommt. Die Wahrheit ist: So ist Männlichkeit nicht. Sie ist kein Muskelprotz, kein lautes Wort, kein Schreien. Männlichkeit ist viel mehr. Sie beginnt im Inneren, in den Werten, im Verhalten, im Umgang mit den Widrigkeiten des Lebens. Sie ist Respekt, Gerechtigkeit, Demut. Sie bedeutet, niemanden herabzusetzen, eine Stütze zu sein, keine Last. Ich selbst habe in Syrien gelebt und gesehen, wie Männer von den Privilegien dieser veralteten Bilder unendlich profitieren. Laut lachen, die Beine offenhalten, stolz von sexuellen Abenteuern erzählen. Im Gegenteil dazu müssen die Frauen schweigen, zuhören, oder das „wahre“ Wesen des

Mannes loben; oft mit zerbrochenen Herzen und totgemachten Lippen. In solchen Runden, die überall existieren und bis heute fortbestehen, wird Männlichkeit als Härte, Stärke, als lautes Schreien inszeniert. Die Kontrolle über die Frau – ein Zeichen von Cleverness, ein Beweis von Macht. Und noch schlimmer: Der Mann hat die Geschichte genutzt, die Religion instrumentalisiert, patriarchalische Deutungen zementiert, um seine Macht zu sichern.

Heute, wenn man durch die digitalen Welten wandert – Instagram, TikTok und andere Plattformen – findet man Dutzende von Scheichs, die mit ihrem lauten Geschrei und unermüdlicher Begeisterung nur über Frauen sprechen! Wie sie sich kleiden sollen, wie sie sprechen, wie sie ihre Kinder erziehen und wie die Männer ihre Frauen „schützen“ sollen. Sie reden davon, dass die Frau schweigen, „das Wort hören“ und den Männern gehorsam bleiben muss; wie sie zu Hause sitzen sollen, nicht hinausgehen, und wenn doch, mit gesenktem Blick laufen. Und wenn die Frau einen Fehler macht? Dann trägt sie selbst die Schuld – die Schuld eines Kollektivs; die Schuld der Familie, der Region, der Nation, der Religion und der Existenz.

Männer zur Frauenfeindlichkeit benutzen ein meistgenanntes Argument, dass die Hölle meistens mit Frauen befüllt sei; Frauen, die vor Bestrafung die Hölle mit ihrem Schreien füllen sollen. Auf Straßen Aleppos wurden 2007 CDs verkauft, welche Höllenszenen zeigen sollen. Man sieht, wie ein Imam einer Männermasse vor der Höllenfeuer warnt. Dann kommt die erwartete dermatologische Tonaufnahme: schmerzend-schreiende Frauen in der Hölle. Warum? Warum wir, Frauen? Hasst uns Gott? Oder hassen uns die Männer? Aber weißt du was? Ich habe noch nie ein Video von einem Scheich gesehen, in dem er zu einem Mann sagt:



„Wie sollst du dich verhalten?“ „Wie sollst du dich kleiden?“ „Wie sollst du die Frau auf der Straße respektieren?“ „Warum machst du sexuelle Annäherungsversuche?“ „Warum sexualisierst und belästigst du die Frau?“ oder „Nimm die Frau als freies unabhängiges Wesen wahr und mische dich nicht in ihr Leben ein“. Einfach: „Halt deine Klappe und senke deinen Blick – für tausende Jahre“. Warum wirfst du ihr die Schuld zu, als ob du nichts damit zu tun hast? Immer ist die Frau schuld. Sie soll sich ändern, sie soll alles „respektieren“, und der Mann? Über ihn wird kein Wort verloren.

Und das ist noch nicht alles. Wir wachsen auf und die Gesellschaft erzieht die Mädchen dazu, Angst vor Männern zu haben! Schon als kleine Kinder lassen wir sie Angst vor ihrem Vater, Bruder, Onkeln und männlichen Verwandten haben. Alles unter dem Mantel „Respekt!“ – doch nein, es ist Angst und Unterwerfung. Das Ziel: Die Frau muss sich ständig selbst überwachen, damit sie sich „nicht schlecht verhält“. Ja, alles – auch ihre Unterdrückung durch den Mann – dient angeblich dem Wohle der Frau. Aber was bedeutet „schlechtes Verhalten“ wirklich?

Sprechen? Lachen? Sich ausdrücken? Natürlich sein und sich selbst treu bleiben? Die Mutter sagt zu ihrer Tochter: „Hör auf zu sprechen, dein Bruder soll dich nicht hören!“ „Antworten ist verboten, sonst schlägt er dich!“ Und wenn sie tatsächlich geschlagen wird? Dann heißt es: „Er liebt dich doch, deshalb hat er dich geschlagen!“ Man sagt ihr: „Sag nichts, er ist ein Mann, lass ihn seine Männlichkeit spüren.“ Was ist das für eine Einstellung?! Das Mädchen wächst auf und gewöhnt sich an diese kranke Logik... Liebe wird gleichgesetzt mit Schlägen. Schweigen gilt als gute Erziehung.

Und Angst ist gleich Respekt. Sie heiratet, bekommt eine Ohrfeige oder einen Schlag: „Schlag den Kopf der Katze von der ersten Nacht“, sagt das alte-neue Sprichwort, bevor die Ehefrau das Zimmer des ersten Geschlechtsverkehrs betritt. Der Mann soll seine Männlichkeit beweisen – im Bett und in der Dominanz über die Frau.

Die Frau wird ständig in der Identität erzogen: Sie ist erschaffen, damit der Mann seine Männlichkeit spürt. Beim Schlagen soll sie sagen: „Ja, er liebt mich doch...“ Denn so wurde es ihr eingetrichtert, so wurde es ihr gesagt! Und das eigentliche Problem? Wenn sie eines Tages beschließt, „Nein“ zu sagen, zu tun, was sie will, sich anzuziehen, auszugehen, so zu leben, wie sie es liebt, dann reagieren alle auf sie: „Dieses Mädchen hat keinen Respekt!“ „Sie hat bestimmt keinen Mann im Haus!“ „Niemand erzieht sie!“ Männlichkeit ist nicht laut sein, nicht schlagen, nicht die Frau mit Angst erziehen und die Tochter zum Schweigen bringen. Männlichkeit ist nicht zu sagen „Ich bin ein Mann“ und dabei vergessen, Mensch zu sein. Wenn deine Frau vor dir Angst hat, deine Tochter sich vor dir duckt, und wenn alle Frauen im Haus nur noch auf Nadeln gehen, um keinen Ärger zu machen. dann bist du kein Mann. Du bist ein Problem. Deine Männlichkeit ist nur eine Illusion, eine Konstruktion, eine Knechtschaft... Und deine Menschlichkeit? Sie ist es, was die Menschen dich lieben lässt und sie sich in deiner Gegenwart sicher fühlen. Also rühme dich nicht deiner Männlichkeit, wenn du Menschen nur einschüchterst, anstatt sie zu lieben. Selbst wenn die Tochter den Mut findet, zu sagen, dass sie sexuell belästigt wurde, fragen sie sie zuerst:

„Was hast du getragen?“ „Wo warst du?“ „Warum hast du laut gelacht?“ Als ob sie die Schuld trägt, nicht der Täter! Niemand fragt den Mann: „Warum hast du die Frau sexuell belästigt? Wer hat dir das Recht dazu gegeben?“ Und der Schmerz der Tochter wird zu einem Gerichtsverfahren; die Belästigung wird zu ihrer Schuld, nur weil sie da war. Aber die Wahrheit?

Sexuelle Belästigung hat nichts mit Kleidung oder Lachen zu tun, sondern mit einem Mann, der keinen Respekt hat, und einer Gesellschaft, die schweigt und die Opfer beschuldigt, anstatt die Wahrheit klar zu benennen. DAS PROBLEM BIST DU, LIEBER MANN. Und ich werde nicht über etwas sprechen, das weit weg ist. Lass mich über etwas sprechen, das bei in meinem Umfeld passiert. Wenn etwas mit einem Mädchen passiert, sagt der Vater zuerst zu der Mutter: „Sieh dir deine Töchter an... so und so!“ Und sofort wird die Schuld auf die Töchter geschoben, als hätten sie etwas falsch gemacht, nur weil etwas passiert ist. Aber wenn die Töchter etwas Gutes tun? Dann sagt er nur: „Das sind meine Töchter!“ Nimm dir einen Moment Zeit zum Nachdenken. Wir sind nur Töchter, wenn wir Erfolg haben. Doch bei Fehlern? Dann heißen wir „die Töchter unserer Mutter“. Es ist, als ob der Stolz nur für den Vater zählt, während unsere Fehler auf uns und unsere Mütter abgewälzt werden. Das ist kein Einzelfall, sondern ein Schmerz, den viele Mädchen kennen: Sie leben in ständiger Schuldzuweisung und flüchtiger Anerkennung.

Und dann sprechen wir über Scheidungen. Wenn eine Frau sich trennt, wird sie zum Gesprächsthema in der Nachbarschaft, in der Familie, in der ganzen Gesellschaft. Man redet, als hätte sie ein Verbrechen begangen: „Warum hat sie sich scheiden lassen? Sicher ist sie schuld!“ Man sagt: „Vielleicht konnte sie das Zuhause nicht mehr ertragen“, oder „Sie hat eine lange Zunge“, und es wird so getan, als hätte sie gegen Religion, Gesellschaft und Verstand gleichzeitig verstoßen. Doch wenn der Mann sich trennt? Dann sieht die Welt oft anders aus: Die Gesellschaft beruhigt sich, und man hört Sätze wie: „Gott weiß, was sie von ihm gesehen hat“, oder „Er war vielleicht unter Druck“, oder „Er ist noch jung, wir müssen eine gute Frau für ihn finden.“ Selbst wenn er 50 Jahre alt ist, wird er oft als Opfer gesehen, das Liebe und Verständnis braucht, während die Frau sofort als „Mitschuldige“ gilt, die nicht lachen darf. Wo ist die Gerechtigkeit? Warum ist die Scheidung für den Mann eine „neue Chance“, für die Frau aber eine „endgültige Schuld“? Sie war Ehefrau, keine Gefangene. Und wenn sie sich trennt, ist das kein Zeichen von Schwäche oder Schande, sondern eine Entscheidung, die sie für sich selbst trifft.

Schon von Anfang an wurde gesagt, dass Eva diejenige war, die Adam zum Essen der verbotenen Frucht verleitet hat, und so die Sünde in die Welt brachte. Seit Urzeiten wird die Schuld der Frau zugeschoben. Was können wir also von einer Gesellschaft erwarten, die so erzogen wurde? Wie meine Mutter immer sagt: „Alle Probleme kommen vom Mann.“

raum für

Dating-Welt und Partnerschaft für Männer mit Fluchtgeschichte

Wer aus seiner Heimat fliehen musste, bringt nicht nur Erinnerungen und Hoffnungen mit, sondern oft auch tiefe, sichtbare und unsichtbare Wunden. Während viele Geflüchtete sich bemühen, in einem neuen Land Sicherheit, Arbeit und Stabilität zu finden, steht das Thema Liebe und Partnerschaft meist im Schatten dieser existenziellen Fragen. Dennoch gehört es zu den grundlegendsten mensch-

lichen Bedürfnissen, Nähe zu spüren, Zuneigung zu erfahren und sich verbunden zu fühlen. Das Dating für Menschen mit Fluchtgeschichte ist ein komplexes Thema, in dem persönliche Erfahrungen, gesellschaftliche Erwartungen und strukturelle Hürden aufeinandertreffen. Themen wie voreheliche Beziehungen, Sexualität oder gleichgeschlechtliche Liebe werden in unterschiedlichen

Kulturen verschieden bewertet. Diese Unterschiede können zu inneren Konflikten führen zwischen traditionellen Werten, neuen Erfahrungen und individuellen Wünschen. Sprache spielt dabei eine zentrale Rolle. Sie ist nicht nur ein Werkzeug, um Informationen auszutauschen, sondern auch, um Humor, Gefühle und Nuancen zu transportieren. Selbst wer die neue Landessprache gut beherrscht, stößt im Dating-Kontext häufig an Grenzen. Ironie, Redewendungen oder emotionale Zwischentöne sind schwer zu erfassen, und Sprachunsicherheit kann leicht dazu führen, dass das Gegenüber vorschnell auf fehlende Intelligenz oder mangelndes Interesse schließt. So entstehen Missverständnisse, die den Aufbau echter Nähe erschweren können. In einer kapitalistisch geprägten Gesellschaft, in der individuelle Identität u.a. über materiellen Konsum definiert wird, sind männliche Geflüchtete gezwungen, sich materielle Güter zu leisten, um in dieser

Welt einen Platz zu finden und um überhaupt eine Chance in der Dating-Welt zu haben. „Gut“ auszusehen bedeutet in diesem Zusammenhang vor allem eines: Geld zu haben. Doch dieses Geld wird gleichzeitig für andere dringendere Dinge benötigt. Während die Familie im Herkunftsland auf finanzielle Unterstützung wartet, steht der Geflüchtete hier vor einem ständigen Spagat zwischen Selbstversorgung und dem Bedürfnis, materielle Voraussetzungen für Nähe, Anerkennung und Beziehungen zu erfüllen. Zugleich möchte der geflüchtete Jugendliche seine Armut nicht zeigen. Kleidung, Schuhe, Uhr; all das wird zu Symbolen seiner Männlichkeit, zu Zeichen dafür, dass er sich und einer möglichen Partnerin Sicherheit bieten kann. Nur so, glaubt er, könne er sich selbst als „Mann“ fühlen. Hinzu kommen die körperlichen Anforderungen des „guten“ Aussehens. Muskeln gelten nicht nur als Zeichen eines gesunden Körpers, sondern auch als Indikator für Schön-

heit, Disziplin und finanziellen Spielraum, für den Luxus, Zeit und Geld in den eigenen Körper investieren zu können. Auch rechtliche und soziale Unsicherheiten wirken sich stark auf das Liebesleben aus. Der Aufenthaltstitel, die Wohnsituation oder ein laufendes Asylverfahren beeinflussen das soziale Leben und damit auch das Dating erheblich. Wer in einer Gemeinschaftsunterkunft lebt, hat oft kaum Privatsphäre. Die Unsicherheit über den Aufenthaltsstatus kann zudem das Gefühl verstärken, keine langfristige Perspektive anbieten zu können. Für manche potenzielle Partner:innen ist dieser unsichere Status ein Hindernis oder gar ein Grund für Misstrauen mit der oft gehörten Frage: „Will er oder sie nur wegen der Papiere heiraten?“ Viele Geflüchtete berichten außerdem von ablehnenden Reaktionen, sobald sie ihre Herkunft oder Religion offenlegen. Dating-Plattformen sind nicht frei von Diskriminierung. Manche erleben offene Beleidigungen, andere werden auf exotisieren-

stimmen

Text: ÇİYA*

*In jeder Ausgabe gibt es Artikel, die unter ÇİYA veröffentlicht werden. ÇİYA steht für alle Menschen, die der im Artikel vertretenen Meinung sind, diese aber aufgrund der Unterdrückung nicht ausdrücken können bzw. dürfen.

LESSEN

raum für

de Weise sexualisiert, etwa mit Bemerkungen wie: „Du bist sicher leidenschaftlich, weil du aus diesem Land kommst.“ Für viele bleibt die Familie, auch wenn sie weit entfernt lebt ein wichtiger Bezugspunkt. Erwartungen, jemanden aus der eigenen Kultur zu heiraten, können jedoch in direktem Widerspruch zum Wunsch nach freier Partnerwahl stehen. Wer sich außerhalb der Community verliebt, riskiert soziale Ausgrenzung oder familiäre Konflikte. Für viele Männer, die aus Kriegs- oder Krisengebieten geflohen sind, endet die Flucht nicht an der Landesgrenze. Auch im sicheren Ankunftsland müssen sie sich täglich neu behaupten nicht nur in Schule, Ausbildung oder Arbeit, sondern auch in intimen und sozialen Beziehungen. Gerade beim Dating stoßen Männer mit Fluchtgeschichte auf eine unsichtbare Mauer aus Vorurteilen, rassistischen Projektio-

nen und kulturellen Missverständnissen. Diese Hindernisse sind eng verknüpft mit Vorstellungen von Männlichkeit, die sowohl aus der Herkunftskultur als auch aus der Aufnahmegesellschaft stammen und oft miteinander kollidieren. In europäischen Gesellschaften existieren tief verankerte stereotype Vorstellungen vom „migrantischen Mann“. Medienberichte über „fremde Männer“ in Verbindung mit Kriminalität, Gewalt oder sexuellen Übergriffen verstärken bei vielen Menschen Misstrauen. Dadurch werden ganze Gruppen von Männern unabhängig von ihrem individuellen Verhalten als potenzielle Gefahr wahrgenommen. Parallel dazu gibt es das Bild des „exotischen Liebhabers“, bei der Männlichkeit mit starker Sexualität, körperlicher Dominanz oder „wilder“ Leidenschaft verknüpft wird. Auch diese Fetischisierung ist eine Form von Rassismus, weil sie den Menschen auf ein Kli-

schee reduziert. Beide Bilder, Bedrohung und Sexualobjekt nehmen Männern mit Fluchtgeschichte die Möglichkeit, einfach als individuelle Persönlichkeit gesehen zu werden. Hinzu kommt, dass geflüchtete Menschen in der Dating-Welt häufig auf ihre Fluchtgeschichte, auf Krieg oder Fluchtursachen reduziert werden. So entsteht der Eindruck, dass das Interesse der anderen eher der Flucht gilt als der Person selbst. Studien zu Dating-Plattformen zeigen, dass Männer mit nicht-europäisch klingenden Namen signifikant weniger Matches erhalten als weiße Männer. Besonders Männer mit als „muslimisch“ gelesenen Namen werden schnell mit „Strenge“ oder „Patriarchat“ assoziiert – als Männer, die Frauen in ihrer Familie unterdrücken würden. Rassismus zeigt sich hier nicht immer laut und aggressiv, sondern oft subtil, indem Menschen mit Fluchtgeschichte gar nicht erst als potenzielle Part-

ner wahrgenommen werden. Seit den Übergriffen in der Kölner Silvesternacht 2015 sind „migrantische Männer“ in vielen europäischen Ländern noch stärker unter Generalverdacht

geraten. Selbst Männer, die seit Jahren friedlich leben, gut integriert sind und gesellschaftliche Normen respektieren, berichten von misstrauischen Blicken oder abweisenden Reaktionen, sobald ihre Herkunft deutlich wird. Das erzeugt einen ständigen Druck, beweisen zu müssen, dass man „nicht so ist wie die anderen“. Dieser Rechtfertigungszwang kann beim Dating zu einer großen emotionalen Belastung werden. Viele Männer mit Fluchtgeschichte erleben eine doppelte Form der Ausgrenzung: einerseits durch Rassismus und Vorurteile, andererseits durch Spannungen innerhalb der eigenen Community, wenn sie Beziehungen außerhalb der Herkunftskultur eingehen oder andere Vorstellungen von Männlichkeit entwickeln. Zwischen diesen Fronten zu stehen bedeutet, sich immer wieder neu erklären zu müssen – und gleichzeitig die eigene Identität fortwährend auszuhandeln.

Der Aufenthaltstitel, die Wohnsituation oder ein laufendes Asylverfahren beeinflussen das soziale Leben und damit auch das Dating erheblich. Wer in einer Gemeinschaftsunterkunft lebt, hat oft kaum Privatsphäre.

stimmen

في كل عدد سيكون هناك مقالة منشورة تحت اسم „ÇÎYA“ وهذا الاسم يمثل جميع الأشخاص الذين يتفقون مع الرأي المعبر عنه في المقالة ولكن بسبب القمع لا يمكنهم أن أو لا يسمح لهم/ن بالتعبير عنه

Text: ÇÎYA*

*In jeder Ausgabe gibt es Artikel, die unter ÇÎYA veröffentlicht werden. ÇÎYA steht für alle Menschen, die der im Artikel vertretenen Meinung sind, diese aber aufgrund der Unterdrückung nicht ausdrücken können bzw. dürfen.

LESSEN

Männlichkeit und Gesellschaft im Umbruch: Was das Massaker von Suwaida bedeutet

Text: Maro
Fotos: Unsplash

In der südlichen syrischen Region Suwaida hat die drusische Gemeinschaft in jüngster Vergangenheit ein Massaker von verheerendem Ausmaß erlebt. Unter der Belagerung durch salafistische Milizen und die Repression der syrischen Regierung wurden gezielt Männer getötet, gedemütigt oder verschleppt. Doch jenseits des unmittelbaren physischen Schmerzes wirft diese Gewalt eine grundlegende Frage auf: Was bedeutet Männlichkeit in einer Welt, in der die traditionellen Rollen von Schutz, Stärke und Kontrolle zerbrechen?

Symbolische Gewalt und der Zusammenbruch männlicher Identität

Männlichkeit ist in vielen arabischen Kulturen eng mit sichtbaren Symbolen verbunden. In der drusischen Tradition etwa ist der Schnurrbart nicht nur ein Zeichen für das Erwachsenenalter, sondern Ausdruck von Ehre, Würde und Männlichkeit. Dass Männer in Suwaida gezwungen wurden, sich diesen Bart abrasieren zu lassen, war mehr als nur Demütigung – es war ein Angriff auf ihre Identität. Die symbolische Gewalt richtet sich gegen das, was der Mann kulturell zu sein hat: Beschützer, Führer, Säule der Gemeinschaft.

Die gefährliche Verbindung zwischen Männlichkeit und Gewalt

Die Krise in Suwaida zeigt auch, wie tief Männlichkeit mit Gewalt verknüpft ist. Männer wurden in die Rolle des Kämpfers gedrängt, als einzige Möglichkeit, ihre Ehre zu retten, ihre Familien zu schützen oder schlicht zu überleben. Doch in einem asymmetrischen Krieg, in dem Schutz durch Waffen kaum möglich ist, bricht auch dieses Ideal in sich zusammen.

Was bleibt vom Selbstbild eines Mannes, wenn der Kampf nicht schützt, sondern nur neues Leid erzeugt?

Trauma und das Ende des „starken Mannes“

Männer sind nicht nur Akteure in einem bewaffneten Konflikt – sie sind auch Opfer, Trauernde, Überlebende. Viele tragen schwere psychische und physische Wunden davon. Der Mythos des unerschütterlichen, rationalen, emotional kontrollierten Mannes verblasst angesichts realer menschlicher Zerbrechlichkeit. In Suwaida erleben wir eine Entblößung: Männer, die nicht mehr stark sein können – und sich daher neu erfinden müssen.

Männlichkeit im Wandel: Von Kämpfern zu Kümmerern

Doch aus der Zerstörung entstehen auch neue Bilder von Männlichkeit. Inmitten von Blockade und Notlage haben sich lokale Männer zusammengeschlossen, um Lebensmittel zu verteilen, medizinische Hilfe zu organisieren oder Schutzräume für Kinder und Frauen zu schaffen. Ihre Stärke zeigt sich nicht in der Fähigkeit zu

töten, sondern im Mut zur Fürsorge, in der Bereitschaft zur Kooperation und im Willen, Gemeinschaft neu zu denken. Das eröffnet die Möglichkeit, Männlichkeit nicht als Machtausübung, sondern als soziale Verantwortung zu definieren.

Der Einfluss auf Frauen – und das Aufbrechen alter Rollenmuster

Die Krise hat nicht nur Männer verändert. Auch Frauen in Suwaida übernehmen zunehmend zentrale Rollen: Sie kämpfen, organisieren, führen. Sie zeigen, dass Mut, Widerstandskraft und Führungsstärke keine geschlechtlich exklusiven Eigenschaften sind. Gleichzeitig übernehmen Männer in der Not Care-Arbeit – traditionell als „weiblich“ konnotiert – und durchbrechen damit selbst gesetzte Grenzen. Wenn solche Verschiebungen gesellschaftlich akzeptiert werden, entsteht Raum für eine neue Balance: Partnerschaftliche Verantwortung ersetzt hierarchische Kontrolle. Frauen und Männer agieren nebeneinander, nicht gegeneinander. Die Geschlechterordnung beginnt zu bröckeln – nicht durch Ideologie, sondern durch gelebte Notwendigkeit.



Risiken eines Rückfalls: Gleichstellung auf Zeit?

Doch jede Krise trägt das Risiko der Regression. Geschichte zeigt: Frauen, die in Kriegzeiten Verantwortung übernehmen, werden in Friedenszeiten oft wieder aus dem öffentlichen Raum verdrängt. Auch jetzt dominieren in den politischen Strukturen meist weiterhin Männer. Frauenmilizen wie Labawat al Jabal werden teils als symbolische Figuren inszeniert – nicht immer als Ausdruck echter Gleichberechtigung. Ohne strukturelle Reformen, Bildungsarbeit und politischen Willen besteht die Gefahr, dass die Fortschritte in Fragen der Geschlechtergerechtigkeit nach der Krise wieder verloren gehen. Echte Transformation braucht Stabilität – nicht nur Not.

Männlichkeit neu denken – zwischen Trauma, Verantwortung und Hoffnung

Das Massaker von Suwaida hat nicht nur Leben zerstört, sondern auch Weltbilder. Das Bild des allmächtigen, gewalttätigen Mannes, der schützt, kontrolliert und herrscht, hat seine Glaubwürdigkeit verloren. Doch an seine Stelle treten neue Möglichkeiten: Eine Männlichkeit, die nicht auf Dominanz, sondern auf Verantwortung basiert. Eine, die Fürsorge nicht als Schwäche, sondern als Stärke erkennt. Und eine, die in Zusammenarbeit mit Frauen eine gerechtere Gesellschaft möglich macht. Männlichkeit ist keine feste Kategorie – sie ist eine kulturelle Konstruktion, die sich ändern kann. Und sie muss sich ändern, wenn Gewalt und Trauma nicht das letzte Wort haben sollen.

Das Massaker von Suwaida hat nicht nur Leben zerstört, sondern auch Weltbilder. Das Bild des allmächtigen, gewalttätigen Mannes, der schützt, kontrolliert und herrscht, hat seine Glaubwürdigkeit verloren. Doch an seine Stelle treten neue Möglichkeiten: Eine Männlichkeit, die nicht auf Dominanz, sondern auf Verantwortung basiert. Eine, die Fürsorge nicht als Schwäche, sondern als Stärke erkennt. Und eine, die in Zusammenarbeit mit Frauen eine gerechtere Gesellschaft möglich macht.

Männlichkeit als Herrschaftsform

Homosexualitäten und Maskulinität im alten und neuen Faschismus

Text: Seyd Celebi
Fotos: Unsplash

Faschistische Bewegungen des 20. und 21. Jahrhunderts präsentieren sich nicht nur als politische Projekte, sondern als Inszenierungen einer spezifischen Männlichkeit. Diese Männlichkeit ist nicht bloß ein historisches Nebengeräusch, sondern das eigentliche affektive Fundament: Härte, Disziplin, Kampfbereitschaft und Opferbereitschaft werden nicht nur politisch instrumentalisiert, sondern psychisch aufgeladen, sie gilt weiter als das Rationale, das Vernünftige und Kulturelle. Dieser Entwurf des „Männlichen“ richtet sich stets auch gegen ein „Weibliches“ welches als das Weiche, Schwache, Chaotische, als das Irrational und Natürliche konstruiert wird. In diesem Sinn ist der Antifeminismus kein Nebenprodukt, sondern ein strukturierendes und integrales Moment fa-

schistischer Ideologien – ein Versuch, die eigene männliche Identität durch die Abwertung und Kontrolle des Weiblichen zu stabilisieren. Insbesondere im heterosexuellen männlichen Begehren, welches sich nicht vom Weiblichen lösen kann und stets in einem Abhängigkeitsverhältnis verhaftet bleiben muss, offenbart das Widerspruchhafte dieses Verhältnisses und stützt das männliche Subjekt in eine tiefe Krise stürzen, die nicht selten tödliche Gewalt zur Folge haben kann. Dabei bildet die Abwehr von Feminität zugleich den Schlüssel zum Verständnis, warum und wie Homosexualität im faschistischen Kontext funktionieren kann. Entscheidend ist nicht, dass sich Männlichkeit alleinig auf über das sexuelle Begehren des Weiblichen versteht, sondern dass sie als Teil der Form ‚richtiger‘

Männlichkeit erscheint: als kameradschaftliche Härte, als Körperdisziplin, als gemeinsames Training im „Kampf“. Homosexualität wird akzeptabel, wenn sie sich das Kerngeschäft der Männlichkeit bis ans äußerste treibt: Die absolute Abwertung des Weiblichen; so wird sie von jeder feminin kodierten Weichheit befreit und stattdessen als eine Art elitärer Männerbund interpretiert. Sexuelle Divergenz wird nur zum Problem, wenn sie mit politischen Forderungen von Sichtbarkeit, Diversität oder feministisch-universellen und emanzipatorischen Anspruch verbunden ist, also mit einer radikalen Kritik von Männlichkeit, ihrer Entstehung, Funktion und dessen Denaturalisierung. Vor diesem Hintergrund scheint es lohnend sich exemplarisch die Biografien von drei rechten Akteur:innen und Funktio-

när:innen zu vergegenwärtigen, die in unterschiedlichen historischen Momenten, aber mit vergleichbarer Funktion auftreten: Von Ernst Röhm über den NPD-Chef Holger Apfel bis zur AfD-Fraktionsvorsitzenden Alice Weidel zieht sich ein Faden – keiner der ich bloß über sexuelle Identität zusammensetzt, sondern gekennzeichnet ist durch Form und Struktur. Sie stehen eine homosexuelle Männlichkeit – im Fall Weidels für eine maskulinisierte Weiblichkeit –, die ferner von einem emanzipatorischen Wirken nicht sein könnten, sondern die ganz im Gegenteil im Dienst einer maskulinistischen, nationalistischen und patriarchalen Ordnung steht, diese stärken, erhalten und sogar mit aufbaut hat. Beginnend mit einer der weniger bekannten dafür aber einflussreichsten Figuren des Deutschen Faschismus war Ernst Röhm; geboren 1887 in München, entstammte einem bürgerlich-konservativen Milieu und fand seinen Platz in der Welt als Berufsoffizier. Der Erste Weltkrieg wurde für ihn, wie für viele seiner Generation, zum Initiationsritus in eine Männerwelt, die Härte, Disziplin und Opferbereitschaft verlangte. Verwundet, jedoch dekoriert, trat er nach 1918 den Freikorps bei und fand dort die ersten Formen jener kameradschaftlichen Männlichkeitskultur, die er später in der Sturmabteilung (SA) institutionalisieren sollte. Entscheidend ist jedoch, wie er diese rahmte: nicht als privates Begehren, sondern als Ausdruck soldatischer Loyalität und kameradschaftlicher Verbundenheit – frei von jeder feminisierten Konnotation. Homoerotik war für ihn nicht das „Andere“ zur Männlichkeit, sondern deren höchste Form: eine Sexualität, die sich

ausschließlich unter Männern vollzieht und so jede weibliche Einflussnahme ausschließt. Bemerkenswert ist, dass Röhm in privaten Briefen und im Fragment Geschichte eines Hochverrätters offen über seine Homosexualität sprach. Diese Haltung floss in die Kultur der SA ein, in der Körperdisziplin, Uniformästhetik und männliche Nähe Teil eines ritualisierten Alltags wurden. Eine Ästhetik, die in sich ebenfalls in gegenwärtigen homosexuellen Männlichkeitsdiskursen prägen und teils dominieren, diese werden besonders über Soziale Medien popkulturell zusammengesetzt und so propagiert und verbreitet. Doch Arrangement hatte Grenzen: 1934, als Röhm politisch gefährlich wurde, nutzte die NS-Führung seine Homosexualität zur Legitimation seiner Ermordung in der „Nacht der langen Messer“. Damit wurde deutlich, dass homosexuelle Männlichkeit im faschistischen Kontext zwar funktional, aber stets kontingent ist: Sie konnte jederzeit als Mittel der Diffamierung eingesetzt werden, wenn die Loyalität in Zweifel steht. Holger Apfel, geboren 1970 in Hildesheim, repräsentiert diese Logik in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte. Als Parteifunktionär und späterer Bundesvorsitzender der NPD setzte er auf eine Strafe, autoritäre Außendarstellung: volksnah, aber diszipliniert; radikal, aber taktisch kontrolliert. Unter seiner Führung versuchte die NPD, das Image neonazistischer Straßenmiliz zugunsten eines bürgerlich-nationalistischen Habitus zu mildern. Seine Homosexualität wurde erst 2013, im Zuge innerparteilicher Machtkämpfe, öffentlich thematisiert – und sofort gegen ihn eingesetzt. Bis zu diesem Zeitpunkt war

Homosexualität wird akzeptabel, wenn sie sich das Kerngeschäft der Männlichkeit bis ans äußerste treibt: Die absolute Abwertung des Weiblichen; so wird sie von jeder feminin kodierten Weichheit befreit und stattdessen als eine Art elitärer Männerbund interpretiert.

sie, wie bei Röhm, funktional unsichtbar: irrelevant, solange sie nicht als Schwäche oder Illoyalität interpretiert wurde. Die plötzliche Skandalisierung folgte nicht aus moralischem Entsetzen, sondern aus politischer Opportunität – so erscheint Sexualität in rechten Männerbünden stets auch als Machtinstrument verwaltet. In der Gegenwart tritt uns eine zunächst sonderbare, aber nicht weniger stringente Verkörperung faschisierter Männlichkeitsideologie entgegen. Dabei verkörpert Alice Weidel eine besondere Variante, die sich als ‚maskulinisierte Weiblichkeit‘ im Rechtspopulismus, beschreiben lässt. 1979 in Gütersloh geboren, promovierte sie in Wirtschaftswissenschaften und arbeitete in der Finanzbranche, unter anderem bei Goldman Sachs. In dieser Zeit knüpfte sie Kontakte zu einflussreichen Industriekreisen, einschließlich Unternehmerfamilien aus dem traditionellen Industrieadel. Ihre politische Karriere in der AfD basiert auf einer Inszenierung, die „Härte“ und „Kompetenz“ betont – rhetorisch kühl, faktisch autoritär, und strikt auf Abgrenzung gegenüber Migration und Gleichstellungspolitik

ausgerichtet. Maskulinisierte Weiblichkeit will dabei diese Erscheinungsformen weiblicher Subjektivität, die in Habitus, Auftreten und Selbstinszenierung auf männlich konnotierte Eigenschaften wie Durchsetzungsstärke, emotionale Härte, Wettbewerbsorientierung und hierarchische Dominanz setzen. Während solche Erscheinungsformen im liberalen Kontext teils als Grenzüberschreitung gelesen werden, können sie in patriarchalen Ordnungen durchaus funktional sein – allerdings nur, wenn sie nicht mit feministischen Inhalten gekoppelt sind und können wohlfeil neben neu-rechten bzw. reaktionären Konzeptionalisierungen von Weiblichkeit existieren. Diese zeigen sich nicht ausschließlich aber in besonderem Maße ebenfalls in sozialen Medien, wahlweise durch eine Romantisierung von sogenannten „Tradwives“ oder einer esoterischen Mythisierung von Geschlechterverhältnissen und der Auflösung in „Männliche- und Weibliche-Energien“, die sich mehr oder weniger offen ‚dem Feminismus‘ gegenüberstellen. In faschistischen und rechtspopulistischen Kontexten

fungiert maskulinisierte Weiblichkeit häufig als eine Art „Ausnahme, die die Regel bestätigt“. Die Frau, die in männlich dominierten Räumen aufsteigt, muss ihre Legitimation gerade dadurch erlangen, dass sie die bestehende patriarchale Struktur nicht in Frage stellt, sondern aktiv stützt. Ihr „männlicher“ Habitus dient dann nicht der Erosion männlicher Vorherrschaft, sondern ihrer Stabilisierung. Der affektive Gewinn für die Bewegung liegt in der Signalwirkung: Die Ordnung scheint offen und meritokratisch, während ihre Grundprinzipien – Hierarchie, Heteronormativität, Nationalismus – unangetastet bleiben. Im Fall von Alice Weidel lässt sich dies klar beobachten. Ihre politische Persona ist geprägt von kontrollierter, nüchterner Rhetorik, Distanzierung von „emotionalen“ Argumentationsweisen und einer klaren Autoritätsausstrahlung – alles Elemente, die in der männlich geprägten Politik als „Führungsqualitäten“ codiert sind. Ihre lesbische Identität wird in dieser Inszenierung nicht verschwiegen, aber entpolitisiert: Sie steht nicht für queere Sichtbarkeit oder Diversitätspolitik,

In der Logik der AfD ist sie [Alice Weidel] die „Ausnahme“, die die Regel bestätigt: Eine Frau, die die patriarchale Ordnung nicht bekämpft, sondern ihr als strenge, „männliche“ Führungsperson dient.

Sie alle verkörpern Varianten einer hegemonialen Männlichkeit, die das Weibliche abwehrt und abwertet, Hierarchie betont und Stärke inszeniert.

sondern für eine privatisierte Sexualität, die im öffentlichen Raum keine Gleichstellungsforderungen artikuliert. In der Logik der AfD ist sie die „Ausnahme“, die die Regel bestätigt: Eine Frau, die die patriarchale Ordnung nicht bekämpft, sondern ihr als strenge, „männliche“ Führungsperson dient. In dieser Konstellation wird maskulinisierte Weiblichkeit zu einem machtabstabilisierenden Element einer autoritären, antifeministischen Ordnung. Alice Weidel lebt mit einer migrantischen Frau und zwei Kindern in der Schweiz, profitiert von Freiheiten eben jener Gesellschaft, die sie aktiv bekämpft. Diese vermeintliche Diskrepanz – die einige als Widerspruch ihrer privaten Lebenspraxis und politischer Persona verstanden wissen wollen – wird von Kritiker:innen als Heuchelei bezeichnet. Aufsehen erregte Weidel mit ihrer Aussage: "Ich bin nicht queer, sondern ich bin mit einer Frau verheiratet, die ich seit 20 Jahren kenne" die sie im Rahmen

im ARD online Format „Frag selbst!“ tätigte. Die Reaktionen und Kommentare (vor allem aber nicht nur) queerer Medien und Medienschaffenden, versuchten diese scheinbar widersprüchliche Aussage allein im Verhältnis zu ihrer Sexualität und ihrer homosexuellen Beziehung zu verstehen, und scheiterten. bell hooks sagte einst „Queer“ [zu sein] nicht im Sinne von: Mit wem man Sex hat (obwohl das eine Dimension davon sein kann). Sondern ‚queer‘ im Sinne eines Selbst, das im Widerspruch zu allem steht, was es umgibt, und welches sich einen Ort erfinden, schaffen und suchen muss, an dem es sprechen, aufblühen und leben kann.“ Mit hooks gesprochen hat Alice Weidel absolut recht: sie ist nicht queer! Weidel steht in keinsten Weise mit ihrem Selbst im Widerspruch zu den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen. Sie steht an der Spitze der neuen und alten faschistischen deutschen Tradition. Was durch die Betrachtung

der Personen und Biografien Röhm, Apfel und Weidel zu Tage tritt, ist die Erkenntnis, dass sie keine bloße Linie der sexuellen Identität verbindet, sondern vielmehr eine historische Form historischer Kontinuität: Ihre Sexualität wird nicht als individuelle Freiheit verstanden, sondern als funktionale Ressource innerhalb einer autoritären, durch Männlichkeit geprägten und strukturierten Gesellschaft. Sie alle verkörpern Varianten einer hegemonialen Männlichkeit, die das Weibliche abwehrt und abwertet, Hierarchie betont und Stärke inszeniert. Homosexualität – männlich oder weiblich – wird nur akzeptiert, wenn sie die patriarchale Geschlechterordnung stabilisiert und sich gegen queere Sichtbarkeit oder feministische Politik abgrenzt, dies alles schütze jedoch weder Röhm noch Apfel, sobald sich politische Opportunität bot, eben jene Abweichung gegen sie zu richten, um sie aus dem Weg zu räumen. Es bleibt abzuwarten, wie es sich bei Alice Weidel verhält. In faschistischen und rechtspopulistischen Kontexten kann Homosexualität Teil der Machtarchitektur sein, solange sie nicht subversiv oder herrschaftskritisch wirkt. Sexuelle Identität ist und kann nie alleiniges Zeichen von Emanzipation sein, sondern Ausdruck einer autoritären Modernisierung, die Vielfalt nur als ästhetische Variation zulässt – niemals als Infragestellung der Grundordnung. Letztendlich verhilft Sie selbst den Gallionsfiguren in ihren Bewegungen nur bedingt zu Einfluss, Macht und Sicherheit; die Erfüllung und Verheißung des Faschismus genießen zu dürfen – solange es nur richtig getan wird, bleibt er erwiesenermaßen schuldig.

Über ÇÎYA



Die ÇÎYA-Zeitschrift ist eigeninitiativ ins Leben gerufen, um eine Bühne für nicht privilegierte, elitäre, hochakademisierte oder journalistische Schreibweisen zu kreieren.

Monzer Haider und Duleem Ameen Haji wollen mit ÇÎYA eine Plattform für flucht- und migrationsbezogene Themen schaffen. Monzer Haider (er/ihm) flüchtete 2013 aus Afrin, Syrien, und studierte Politik- und Islamwissenschaften sowie Philosophie und Islamische Theologie. Duleem Ameen Haji (er/ihm) flüchtete 2016 aus Daghata-Mosul, Irak, nach Deutschland und studiert Medizin.

ÇÎYA erscheint zweimal jährlich und bietet eine vielseitige Mischung aus künstlerischen, literarischen, analytischen und wissenschaftlichen Beiträgen in mehreren Sprachen. Sie dient als unabhängige Plattform, die die vielfältigen Stimmen und Perspektiven von geflüchteten, migrantisierten und marginalisierten Menschen sichtbar macht.

Der Name ÇÎYA, kurdisch für „Berg“, symbolisiert das Bestreben, die oft übersehenen Perspektiven im öffentlichen Diskurs hervorzuheben. Die Zeitschrift steht für eine demokratische Diskussionskultur und wendet sich gegen jegliche Form von Diskriminierung.



Impressum + Danksagung

Herausgeber & Redaktion: Monzer Haider & Duleem Ameen Haji

Layout & Bildredaktion: Simone Reeck

Social Media: Simone Reeck & Fanar Menther Haji

Erscheinungsdatum: November 2025

Bildnachweise: Angabe jeweils am Artikelanfang

Coverfoto: Rudy Tahlo

Die Entscheidung für oder gegen gegenderte Sprachformen lag bei den einzelnen Autor:innen. Die Texte in der Zeitschrift stellen keine Meinungsäußerungen der Redaktion dar.

Herzlicher Dank an *Simone Reeck* für die kreative und ideelle Gestaltung der ÇÎYA-Zeitschrift.

Die Finanzierung dieser Ausgabe erfolgte vollständig aus privaten Eigenmitteln.

Unterstütze ÇÎYA

Ihr habt die Möglichkeit, unsere Arbeit und die Veröffentlichung weiterer Ausgaben durch eine finanzielle Unterstützung auf das unten angegebene Konto zu fördern:

Konto: *Pena.ger* e.V.

IBAN: DE69 2805 0100 0096 3621 99

BIC: SLZODE22XXX

Verwendungszweck: Zeitschrift

Wir danken allen Autor:innen für Eure Offenheit, das Mitteilen persönlicher Erfahrungen und familiärer Geschichten. Ihr habt mit Euren Emotionen und Worten den ÇÎYA-Raum mit Leben gefüllt.

Liebe Leser:innen, herzlichen Dank für Euer wertvolles Feedback zu den ersten zwei Ausgaben. Wir freuen uns auch weiterhin über konstruktive Rückmeldungen. Eure Gedanken und Anregungen sind uns sehr wichtig und tragen maßgeblich dazu bei, unsere Arbeit kontinuierlich zu verbessern. Bei Fragen oder weiteren Kommentaren könnt ihr uns jederzeit per E-Mail oder Instagram kontaktieren:

kontakt@ciya-zeitschrift.de

Instagram: @ciyazeitschrift

